



KASPAR

Das Stadtmagazin der Hochschule Ansbach

Nr. 23 Sommer 2021

Nichts wie raus

Auf dem Jakobsweg
von Ansbach nach Dinkelsbühl

PRÜFSTAND

Grüner
Wasserstoff

NOTRUF

Unsichtbare
Lebensretter

VOLLBREMSUNG

Frustrierte
Fahrradfahrer

Mobile Banking premium.



Mit der vielfach ausgezeichneten Sparkassen-App.

Nutzen auch Sie viele praktische Funktionen.



 **Sparkasse
Ansbach**

sparkasse-ansbach.de

Chefredaktion:
Sophie Neukam und
Niklas Korzendorfer
(Alle Personen sind
getestet/geimpft)

Liebe Leserinnen und Leser,



FOTO Louisa Bayer
LAYOUT Alessa Seuwen

es ist Sonntagabend. Das Editorial haben wir mal wieder bis ganz zum Schluss aufgeschoben, keine Zeit in der arbeitsintensiven Produktionsphase gefunden. Anruf bei Sophies Oma Hildegard Neukam, die seit 78 Jahren im Landkreis Ansbach lebt. Ihre erste Erinnerung an die Rezatstadt: „Das muss 1948 gewesen sein, ich war fünf Jahre alt.“ Ihre Mutter hatte sie im Omnibus mit zum Einkaufen genommen. „Ansbach ist für mich bis heute der erste Anlaufpunkt.“ Egal, ob Kleider, Schuhe oder ein Besuch beim Facharzt, die Gassen rund um die Residenz sind bis heute Dreh- und Angelpunkt ihres alltäglichen Lebens. „1949 kauften wir in Ansbach unseren ersten VW-Käfer“, erinnert sich Hildegard Neukam. Jeder hat seine eigenen Impressionen von der Stadt, die heuer 800 Jahre alt wird. In dieser Kaspar-Ausgabe wollen wir Ihnen Ansbach aus einer neuen Perspektive zeigen. Dafür sind unsere Fotografen sogar in die Katakomben der St. Gumbertuskirche hinab gestiegen und haben ihre Kameras per Drohne in die Lüfte geschickt.

Außerdem erhalten Sie spannende Einblicke in die Arbeit der Ansbacher Rettungsleitstelle und das Wasserstofflabor der Hochschule. Zudem haben wir am Schulunterricht in Corona-Zeiten teilgenommen und mit FLZ-Chefredakteurin Gudrun Bayer über die Zukunft des Journalismus gesprochen. Freuen Sie sich auf eine große Vielfalt an Themen, wie unsere neue Rubrik „Was macht eigentlich“. Darin stellen wir Ihnen ehemalige Ansbacherinnen vor und was aus ihnen geworden ist. Den Start macht Triathlet Sebastian Kienle.

So, damit wäre auch das Editorial geschrieben. Sophies Oma schafft es wieder einmal schneller aufzulegen, als wir „KASPAR“ sagen können.

In diesem Sinne, viel Spaß beim Lesen! Besuchen Sie uns gerne auch auf unserer Website kaspar-magazin.de. Dort finden Sie die aktuelle Ausgabe in digitaler Form.

Wir wünschen Ihnen erholsame und coronafreie Sommermonate.

S. Neukam

N. Korzendorfer

TITELFOTO Caroline Potthoff

Inhalt

LAYOUT Eliah Bernick



Foto: Luna Kaisermayr

Blickpunkt

- 6 **Historischer Rückblick**
800 Jahre Stadtgeschichte

Campus

- 18 **Energie der Zukunft**
Im Wasserstofflabor der Hochschule

25 Jahre Hochschule

- 24 **Vernetzt in die Region**
Hochschulpräsident Sascha Müller-Feuerstein im Interview
- 29 **Wirtschaftsnah**
Förderkreis der Hochschule

Stadtkern

- 30 **Unterricht in Corona Zeiten**
Zu Besuch an der Evangelischen Schule Ansbach
- 36 **Die Nothelfer**
Arbeitsalltag in der Einsatzleitstelle
- 42 **Verfahren**
Fahrradfeindliches Ansbach



Foto: Richard Herder

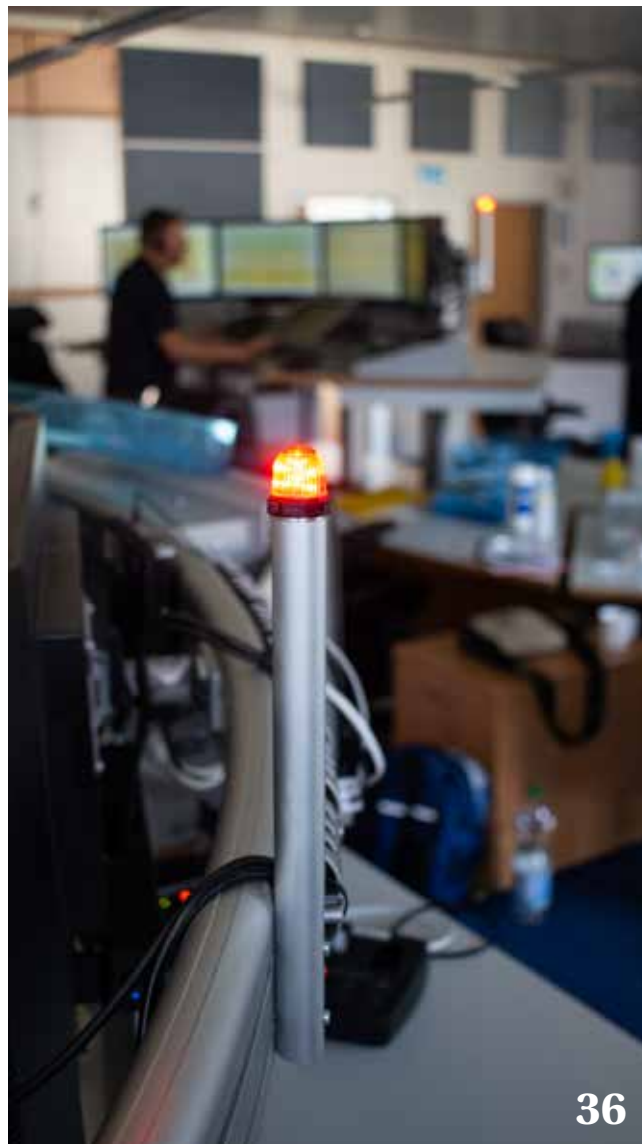


Foto: Klara Nerz



Foto: Luisa Schumm, Nina Böckler



Foto: Stephanie Wickel



Foto: Vanessa Rentz

Stilles Interview

- 50 **Johannes Hähnlein**
Gründungsberater
- 52 **Ina Gundel**
Krankenschwester

Leute

- 54 **Niemandem nach dem Mund reden**
FLZ-Chefredakteurin Gudrun Bayer im Interview
- 58 **Tatort Ansbach**
Jacqueline Reese über ihren neuen Frankenkrimi

Freizeit

- 64 **Auszeit**
Auf dem mittelfränkischen Jakobsweg

Was macht eigentlich?

- 70 **Sebastian Kienle**
Triathlet und ehemaliger Student

Das geht ja gar nicht!

- 74 **Gendermuffel**

Die Krypta unterhalb des Altars ist der älteste
erhaltene Teil der Gumbertuskirche

Säulen der Geschichte

TEXT Marc Tawadrous
FOTO Felicitias Klier, Caroline Potthoff,
Luisa Schumm, Nina Böckler,
Elisa Taupert, Klara Nerz
LAYOUT Stephanie Wickel

Markgräfin Christiane Charlotte ließ den Hofgarten im
frühen 18. Jahrhundert im französischen Stil umgestalten





Die bis heute begehbare Stadtmauer nahe der großen
Rezatsbrücke in der Altstadt entstand im 15. Jahrhundert

800 Jahre Ansbach: Eine Stadt, die ihre Bratwurst mit Reinheitsgebot schützen ließ, deren Bürger als Wolfshenker bekannt waren und deren Hofastronom sich mit Galileo Galilei stritt. Ein Rückblick

In Würzburg unterzeichnet Bischof Otto der Erste am 22. Januar 1221 ein Pergament. Es geht um den Kauf einer Wiese durch das Kloster Sankt Gumbertus. Warum die Urkunde bis heute in einem luftdicht verschlossenen Tresor im Münchner Hauptstaatsarchiv liegt? Zum ersten Mal wird Ansbach oder Onoldsbach, wie der Ort zur damaligen Zeit heißt, darin als Stadt erwähnt. „Civitas Onoldispach“ ist der ausschlaggebende Schriftzug über dem Würzburger Bischofssiegel.

Das Gumbertuskloster spielte schon viele Jahre zuvor eine wichtige Rolle für die urbane Entwicklung Ansbachs. Der erste Siedler „Onold“ soll spätestens im 8. Jahrhundert eine kleine Siedlung errichtet haben. Mit der Gründung eines Benediktinerklosters im Jahr 748 durch den heiligen Gumbert wächst die Siedlung zum Dorf. Rund um das Kloster errichten Bauern und Gläubige ihre Hütten. 300 Jahre später entsteht an derselben Stelle das erste steinerne Gumbertusstift mit einer romanischen Krypta unter dem Altar. Sie ist bis heute erhalten und das einzige Relikt aus Ansbach aus der Zeit der Jahrtausendwende.

Um die Macht der Kirche in der Stadt zu stärken, verkauft Bischof Otto dem Kloster Sankt Gumbertus die Wiese und bezeichnet Onoldsbach als Stadt. Seine Unterschrift auf dem Pergamentvertrag gilt rückblickend als Startschuss einer Entwicklung, die Ansbach über Jahrhunderte zum Ausgangspunkt wichtiger Regierungsgeschäfte macht.

Ansbach ist nun offiziell eine Stadt und muss damit auch Verpflichtungen nachkommen. Obwohl es schon 1165 eine Befestigung gibt, entsteht nun die erste Stadtmauer. Sie soll den Bürgern Schutz und Sicherheit garantieren und die Kontrolle der Einreisenden erleichtern. Letztere wird immer wichtiger: Besucher aus dem Rezatgebiet finden vermehrt den Weg in

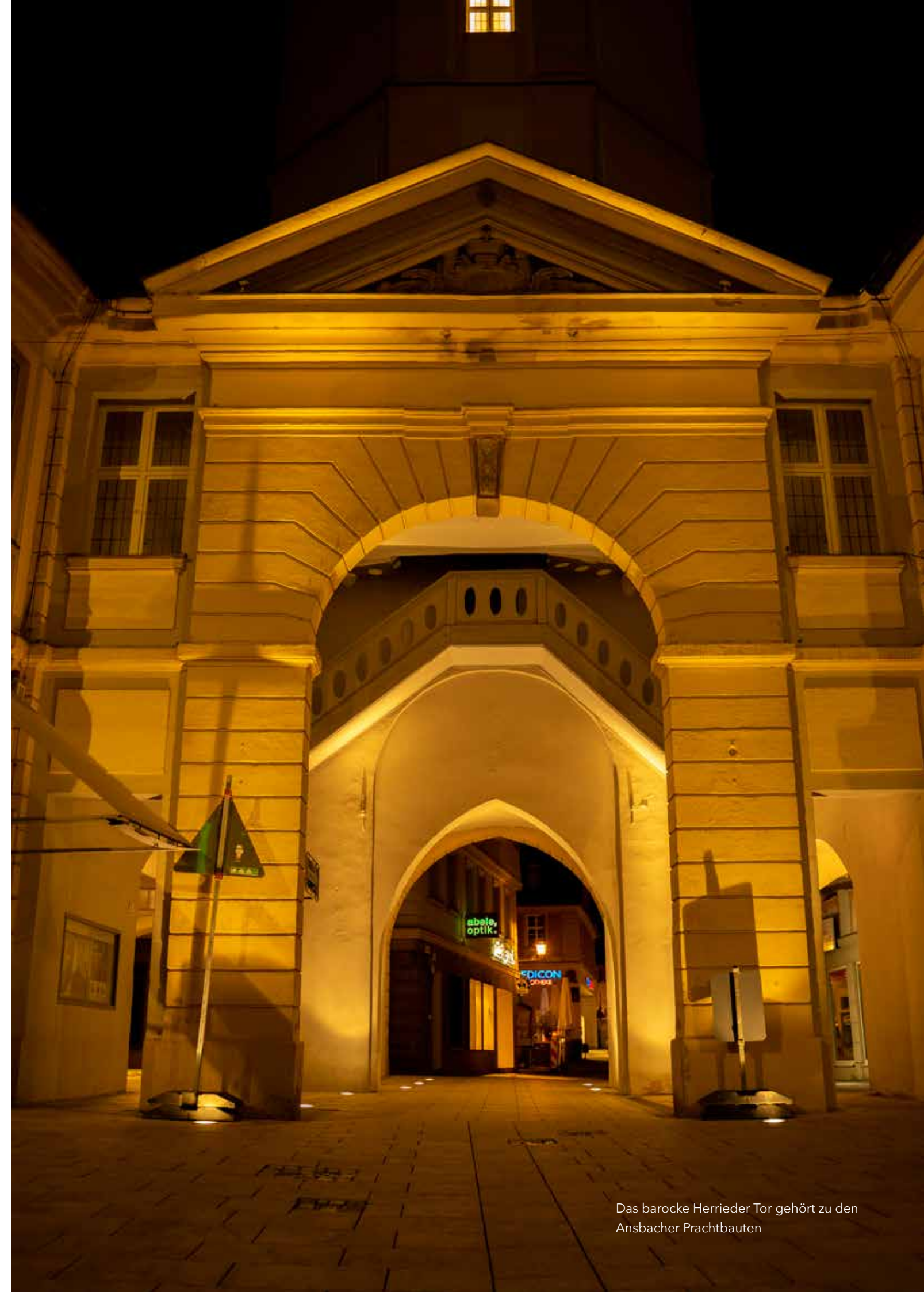
die wachsende Stadt und beteiligen sich am lebendigen Handel auf dem Marktplatz. Direkt neben der Gumbertuskirche tauschen und handeln die Onoldsbacher und Bauern aus dem Umland ihre Waren: Getreide, Fisch und Fleisch. Schon 1430 wird die Ansbacher Bratwurst zum ersten Mal in Dokumenten erwähnt. Kurz danach legen die Herrschenden offiziell fest, welche Zutaten in die Wurst dürfen. Damit kann die Ansbacher Bratwurst auf ein längeres Reinheitsgebot als das bayerische Bier zurückblicken. Auch in Onoldsbach gibt es den wässrigen Gersensaft, den die Bürger in Wirtshäusern und Tavernen trinken. Der damals schon bekannte fränkische Wein wird dort seltener serviert. Der teure Tropfen ist dem Adel und Klerus vorbehalten.

— — — — —
**„
 Schon 1430
 wird die
 Ansbacher
 Bratwurst zum
 ersten Mal
 erwähnt
 “**
 — — — — —

Ein neuer Zeitabschnitt beginnt 1331 mit dem Kauf der Stadt Ansbach durch die Burggrafen von Nürnberg. Es ist das Geschlecht der Hohenzollern, die bald darauf mit dem Erhalt der Mark Brandenburg ihren dynastischen Aufstieg zur preußischen Supermacht beginnen. Weil immer mehr Menschen im 15. Jahrhundert aus dem Umland nach Onoldsbach ziehen, muss notgedrungen die erste

Stadtmauer nach Süden verschoben werden. Ein neuer Straßenzug entsteht und schafft mehr Wohnraum innerhalb der Befestigung: die Neustadt. Auch das Herrieder Tor muss vom bisherigen Standort, wo heute die Medicon-Apotheke steht, an seinen aktuellen Platz verlegt werden. Teile der Stadtmauer sind bis heute zu erkennen. Im Museumshof etwa, wenige Schritte entfernt vom Martin-Luther-Platz, steht ein gut erhaltener Teil der neuen, begehbaren Stadtmauer.

Mit Beginn ihrer Herrschaft im frühen 15. Jahrhundert bauen die Markgrafen von Ansbach-Brandenburg die Stadt nach ihren Wünschen um. Eine Wasserburg entsteht an der Stelle der heutigen Residenz. In religiöser Hinsicht drücken die Markgrafen der Stadt ebenfalls ihren Stempel auf. Wie ihre Verwandten in Brandenburg schenken sie den Reformvorschlägen Luthers Gehör. Von Ansbach aus breitet sich die neue Glaubensrichtung in Mittelfranken aus. Dazu passt auch die spätere Vergrößerung und repräsentative Gestaltung des Herrieder Tors. Dessen achteckiger Turm reckt sich wie ein protestantischer Zeigefinger in den Himmel. Um in die Stadt zu gelangen, müssen die Katholiken aus Herrieden den Prachtbau passieren. Die Ansbacher sind gehalten, den neuen Glauben anzunehmen. Für viele bedeutet die „moderne“ Auslegung des alten Glaubens eine starke Veränderung. Die Pastoren predigen auf Deutsch, anstatt wie davor üblich auf Latein. Die Bürger nehmen den protestantischen Glauben nach kurzer Zeit an. Doch vor Angst schützt das neue Bekenntnis nicht. 1685 sterben Menschen unter mysteriösen Umständen. Ein Wolf treibt sich außerhalb der Stadt herum. Jäger legen sich auf die Lauer und versuchen, das Tier zu fangen. Das Gerücht geht um, der Wolf sei ein verstorbener korrupter Beamter. Mit Fallen versuchen die Einwohner das Tier zu fangen. Nach vielen vergeblichen Versuchen haben sie endlich Erfolg. ►



Das barocke Herrieder Tor gehört zu den Ansbacher Prachtbauten

Sie hetzen das Tier in einen Brunnen und steinigen es zu Tode. Nach der Zurschaustellung ziehen sie dem Wolf Kleidung an und setzen ihm eine Perücke auf. Schließlich wird er unter dem Applaus der versammelten Bürgerschaft gehängt. Seitdem sind die Bewohner von Ansbach bei ihren Nachbarn als „die Wolfshenker“ bekannt.

Für Furore sorgt auch der Hofastronom Simon Marius. Er entdeckt 1610 mit dem kurz zuvor weiterentwickelten Fernrohr die vier größten Jupitermonde und gibt ihnen zu Ehren seiner Herrscher den Namen „Brandenburgische Gestirne“. Ein großer Durchbruch, der ihm nur wenig Ruhm beschert. Der Grund: Galileo Galilei entdeckt kurze Zeit vor Simon Marius ebendiese Monde rund um den Jupiter und wird als Entdecker gefeiert. Es gibt eine kurze Auseinandersetzung zwischen den beiden, bei der Galilei den Astronomen Marius des Plagiats bezichtigt. Anfang des 20. Jahrhunderts wird jedoch nachgewiesen, dass Marius selbstständig zu seiner Entdeckung kam. Bis heute erinnert eine Denkmal in unmittelbarer Nähe der Markgräflichen Residenz an den Wissenschaftler.

Ein Jahrhundert nach dieser Entdeckung blüht die Stadt erneut auf. Im Zeitalter des Absolutismus lassen die Markgrafen die besten Baumeister aus Italien nach Ansbach rufen, um die Stadt im Stil des Rokoko herauszuputzen. Die Residenz wird zum pompösen Prachtbau umgestaltet. Markgräfin Christiane Charlotte lässt den Hofgarten mit Orangerie im französischen Stil anlegen. Bis Ende des 18. Jahrhunderts leben knapp 8000 Bewohner innerhalb der Stadtmauer, der heutige Name Ansbach setzt sich durch. Zu dieser Zeit endet auch die knapp 500-jährige Herrschaft der Hohenzollern mit der Abgabe des Herrschaftsgebiets Ansbach an Preußen, bevor es wenig später ein Teil von Bayern wird. Während der kurzen preußischen Herrschaft von nur 15 Jahren entsteht in Ansbach jedoch eine bis heute wichtige Schrift von Maximilian von Montgolas. Er zerbricht sich den Kopf darüber, wie das künftige Königreich Bayern politisch komplett neugestaltet werden kann. Diese Überlegungen werden im Jahr 1796 als „Ansbacher Memoire“ veröffentlicht.

Seine Ideen, wie Ministerien umgebaut werden müssen und welche Funktionen Beamte haben sollen, bilden die Grundlage des modernen bayerischen Staates. Wenig später verändert ein Jurist das deutsche Verständnis des Rechtswesens. Sein Name ist Anselm von Feuerbach. Er gilt als Begründer des modernen deutschen Strafrechts und ist an der Rezat bekannt durch seine Rolle im Fall Kaspar Hauser. Er holt den mysteriösen Jungen aus Nürnberg nach Ansbach, um ihn zu fördern und die Frage seiner Herkunft zu untersuchen. Damit begibt er sich in Gefahr. Feuerbachs Recherchen münden in eine Theorie über die Abstammung des Waisenjungen: Kaspar Hauser sei ein Adeliger mit badischer Herkunft und habe einen Anspruch auf den Thron.

——— „

Kaspar Hauser wird zum Verhängnis, dass auch er mehr über seine Herkunft erfahren will

“ ———

Um den Weg für einen anderen Thronfolger freizuräumen, so Feuerbachs These, verschwieg Kaspars fürstliche Familie seine Existenz und setzte ihn aus. Wenige Tage, nachdem Feuerbach seine Thesen in einem Memorandum niedergeschrieben hat und dieses veröffentlichen will, stirbt er unter ungeklärten Umständen. Auch das Leben seines Schützlings hat keine Zukunft. Kaspar Hauser wird zum Verhängnis, dass auch er mehr über seine Herkunft erfahren will. Angelockt von einem Mann, der behauptet zu wissen, wer seine Mutter sei, geht Hauser 1833 in den Hofgarten. Am verabredeten Platz soll er von dem Fremden mit einem Stich ins Herz umgebracht worden sein. Die Bürger der Stadt trauern um den jungen

Mann, der sich in seinen zwei Jahren in Ansbach beliebt gemacht hat. Immerhin hat er sich konfirmieren lassen. Bis heute liegt er auf dem Stadtfriedhof begraben. Ansbach mausert sich derweil weiter zur Beamtenstadt. Ab 1806 als Hauptstadt des Rezatkreises und seit 1838 als Regierungshauptstadt von Mittelfranken. Bald wird der Bahnhof gebaut, die Industrialisierung nimmt ihren Lauf. 1910 beginnt das Tonwerk Ansbach maschinell Ziegel herzustellen, um den wachsenden Bedarf zu decken. Es entwickelt sich bis heute zu einem der wichtigsten Lieferanten von Mauerziegeln in Süddeutschland. Ein anderes einst sehr bekanntes Unternehmen machte dicht. Die 1710 gegründete Fayence-Manufaktur stellt die Produktion im Jahr 1860 ein. Aufgrund der hohen Qualität ist das Porzellan aus der einst fürstlichen Manufaktur heute ein Vermögen wert und in der markgräflichen Residenz in Ansbach zu betrachten. Anfang des 20. Jahrhunderts ziehen immer mehr Menschen in das Ansbacher Gebiet. Während des Ersten Weltkriegs steigt die Einwohnerzahl erstmalig auf 20000. Schon vor der Machtübernahme Hitlers gewinnt die NSDAP an Einfluss und ist wenig später die dominierende politische Partei. Rassenwahn und Antisemitismus fallen auf fruchtbaren Boden. In den folgenden Jahren werden mindestens 161 Juden aus Ansbach deportiert und getötet. Unmenschliches geschieht im heutigen Bezirksklinikum in der Feuchtwangerstraße, das ab 1939 ein Ausgangspunkt der Euthanasie der Nazis ist. Das Regime stuft behinderte und vermeintlich erkrankte Menschen als „lebensunwert“ ein. Es lässt in Ansbach bis zu 2250 Frauen, Kinder und Männer umbringen, deportieren, einweisen und sterilisieren. Viele davon sind Patienten der damaligen Heil- und Pflegeanstalt. Ab 1933 ernennt der Stadtrat Adolf Hitler, „Stürmer“-Herausgeber Julius Streicher, den damaligen bayerischen Ministerpräsidenten Ludwig Siebert sowie Reichspräsident Paul von Hindenburg zu Ehrenbürgern der Stadt. Auch andere Kommunen erklären NSDAP-Größen zu Ehrenbürgern. Städte wie München, Augsburg oder Fürth entziehen jedoch den Titel sofort nach dem Zweiten Weltkrieg. In Ansbach distanzieren sich die Stadträte erst im Mai 2021 davon. ■



Die beiden Kaspar-Hauser-Statuen in der Platenstraße erinnern an den verwahrlosten Jungen (rechts) und den Jüngling in der Kleidung eines Ehrenmannes



Das Carolinum mit dem markanten Turm ist das zweitälteste, nicht-klösterliche Gymnasium in Bayern. Im Kerker (rechts) mussten früher Schüler für unbotmäßiges Verhalten büßen

TEXT Antonia Müller
FOTO Richard Herder
LAYOUT Eliah Bernick

Auf dem Prüfstand

Grüner Wasserstoff gilt als Wundermittel gegen den Klimawandel. Bisher ist die Technologie jedoch zu teuer. Forschende in Ansbach suchen nach tauglichen Lösungen

Routine: Jan Ninow überprüft den Ölstand des Gasmotors im Wasserstofflabor

Im Raum 92.0.2 mit den unzähligen roten und blauen Rohren, Leitungen und Schläuchen beginnt es zu surren. Im Zentrum steht das Herzstück: ein etwa zweieinhalb Meter großer Sechszylinder-Gasmotor. Jan Ninow und Adrian Gegner blicken durch eine Panzerglasscheibe auf die Maschine. Auf ihrem Arbeitsplatz stehen drei Bildschirme, die bunte Graphen, etliche Zahlen und Knöpfe zeigen. Gegner tippt eine Zahl ein, dann ruhen ihre Blicke prüfend auf den Anzeigen.

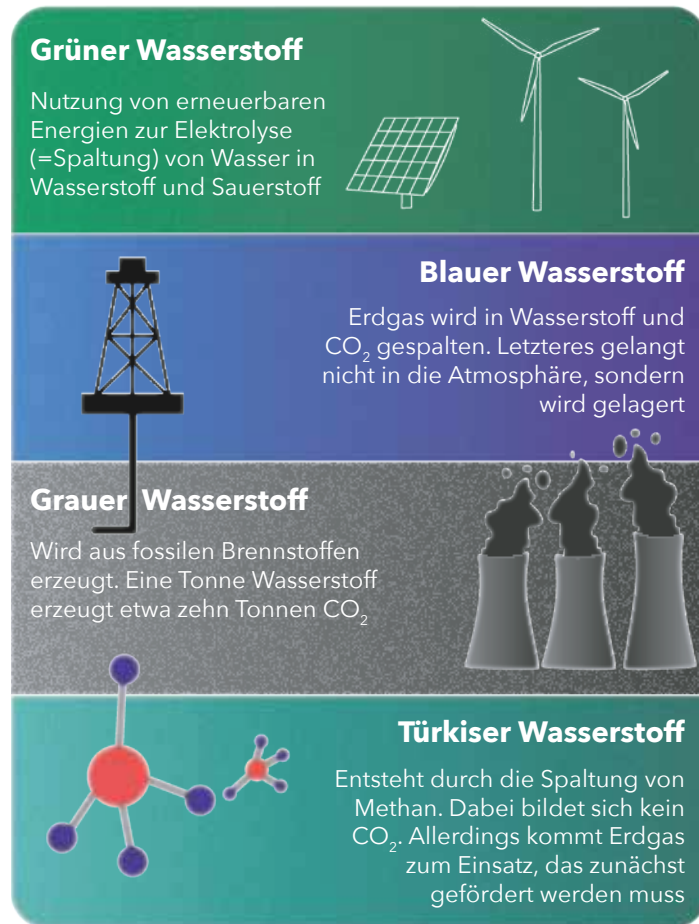
Adrian Gegner und Jan Ninow sitzen am Gasmotorenprüfstand im Wasserstofflabor der Hochschule Ansbach. Die wissenschaftlichen Mitarbeiter forschen an einer Lösung für die wohl größte Herausforderung unserer Zeit: die CO₂-Emissionen senken und den menschengemachten Klimawandel stoppen. Grüner Wasserstoff gilt für viele als großer Hoffnungsträger. Er ist eine erneuerbare und saubere Energiequelle. Auch als Speichermedium ist das Gas geeignet: Es stabilisiert die schwankende Erzeugung von Strom aus Windkraftwerken und Solaranlagen.

Vor allem die Chemie- und Stahlindustrie können durch Wasserstoff eine Menge Emissionen einsparen. Momentan leben sie von den fossilen Energieträgern Erdgas und Kohle. Künftig, so die Vision der Forscher, tritt Wasserstoff an deren Stelle. Er bietet die Chance, die bislang getrennten Energiemärkte für Strom, Wärme und Mobilität zu verbinden. Dabei könnten Kraft-Wärme-Kopplungsanlagen zum Einsatz kommen. „Durch die Sektorkopplung von Strom und Wärme beispielsweise kann sehr viel CO₂ eingespart werden, wenn man Erdgas durch Wasserstoff ersetzt“, fasst Jörg Kapischke den Vorteil zusammen. Der Professor mit dem silbergrauen Haar ist Leiter des Gasmotorenlabors. Der 60-Jährige hat sich der Technologie

schon früh angenommen. Nach dem Maschinenbaustudium promovierte er auf dem Gebiet der Wasserstoffspeicherung. Im grünen Wasserstoff, der aus erneuerbaren Energien gewonnen wird, sieht er die Zukunft. Zusammen mit seinem Team treibt er Lehre und Forschung auf diesem Gebiet voran.

Um mehr Wasserstoff in das Erdgasnetz einspeisen zu können, muss das bestehende System nachgerüstet werden.

Gewinnungsmöglichkeiten von Wasserstoff



In die Anpassung von Verdichtern, Leitungen und vor allem Endgeräten müsste viel Geld fließen. Jan Ninow und Adrian Gegner finden heraus, wie Hersteller und Betreiber Gasmotoren einstellen oder umbauen müssen.

Das Surren im Motorraum wird lauter, es rumpelt, dann ist es still. Der Motor ist abgewürgt. „Fast hat er es gemacht“, kommentiert Jan Ninow. Seit einem Jahr arbeitet der 32-Jährige am Biomasse-Institut der Hochschule. Derzeit findet er heraus, wie man Gülle und Mist zur Wasserstoffherstellung nutzen kann. Vorher

arbeitete der gelernte Elektroniker schon im Bereich der Biomasseheizung.

Adrian Gegner verstellt ein paar Regler am Bildschirm. Er versucht erneut, die Maschine im Kaltstart zum Laufen zu bringen. Mit Erfolg. Das Motorengeräusch wird lauter und höher. Das von Schläuchen und Leitungen umgebene Gerät hinter der Panzerglasscheibe ist angesprungen. Gleichmäßiges Rattern stellt sich ein. Alles ist bereit für die Tests. Gemessen werden unter anderem die Stickoxid-

Werte, der Wirkungsgrad und die Leistung des Motors. „Wir machen heute eine Referenzmessung, um zu sehen, ob die Werte vom letzten Mal reproduzierbar sind“, erklärt Adrian Gegner. Zunächst fahren sie die festgelegten Messpunkte mit einem reinen Luft-Erdgas-Gemisch ab. In Fünf-Prozent-Schritten erhöhen sie dann den Anteil an Wasserstoff im Gasgemisch, das dem Motor zugeführt wird. Ziel ist es, einen optimalen Betriebspunkt zu finden, bei dem möglichst wenig Stickoxide austreten und die Leistung des Motors hoch ist. Die grünen und blauen Kurven auf dem Bildschirm behalten sie dafür ständig im Auge. Das Programm, das die beiden verwenden, hat Laboringenieur Dieter Jarosch geschrieben. Um es an aktuelle Versuche an-

zupassen, erweitert er es ständig.

Adrian Gegner hat Energie- und Umwelt-systemtechnik, Jan Ninow Angewandte Ingenieurwissenschaften in Ansbach studiert. Ab dem kommenden Wintersemester heißt der Bachelorstudiengang Nachhaltige Ingenieurwissenschaften. Studierende nehmen unter anderem den Wasserstoff unter die Lupe. Welchen Effekt hat es, wenn ich Erdgas durch Wasserstoff ersetze? Wie viel CO₂ kann ich dadurch einsparen? „Diese wirklich relevanten praktischen Dinge beleuchten wir näher“, sagt Jörg Kapischke.

Studierende sammeln im energietechnischen Praktikum außerdem erste Erfahrungen mit der Technologie. „Sie lernen, wie sich eine Anlage in ihrem Charakter verhält“, erklärt Kapischke. Studierende dürfen das hautnah an einer autonomen Solar-Wasserstoff-Anlage erleben. Seit 2006 betreibt sie das Wasserstofflabor komplett unabhängig vom öffentlichen Stromnetz. Eine 36-Kilowatt-Photovoltaikanlage auf dem Dach des Gebäudes liefert den Strom aus Sonnenenergie. Finden im Labor Versuche und Messungen statt, nutzen die Mitarbeiterinnen den Strom direkt. Im Labor steht ein Kasten mit einem roten Zylinder, der von Kabelgewirr umgeben ist. Das ist der Elektrolyseur. Legen die Forschenden einen Schalter um, kommt er zum Einsatz: Mit Hilfe des Solarstroms produziert er Wasserstoff. Der Elektrolyseur trennt Wasser in seine Bestandteile Sauerstoff und Wasserstoff. Letzterer wird aufgefangen und gespeichert.

Scheint keine Sonne und der Laborbetrieb läuft auf Hochtouren, wird der gespeicherte Wasserstoff in eine Brennstoffzelle gespeist. Kapischke zeigt auf den unscheinbaren Kasten in der rechten Ecke des Labors. In dem schwarzen Gerät kommt es zur Energieumwandlung: „Durch eine kalte Verbrennung, die emissionsfrei ist, wird dann wieder elektrischer Strom generiert.“ Jede Menge Energie, die für Messgeräte und Versuche eingesetzt wird.

Doch die Versuchsanlage ist weit vom Serieneinsatz entfernt. Das Problem: Die Produktion von Wasserstoff ist extrem teuer und benötigt viel Energie. Das spiegelt sich schon in den einzelnen Bauteilen wider. Der Neuwert der autonomen Solar-Wasserstoff-Anlage beträgt circa 140.000 Euro. Das Geld haben der Bund und der Freistaat Bayern bereitgestellt.

Im Nachbarraum von Jan Ninow und Adrian Gegner liegen rechteckige Platten aus Metallschaum und aufgerollte Gitternetze auf der Arbeitsplatte. Denise Wahlich hebt ein rundes Drahtgestrick mit einer Pinzette an und begutachtet es. Im Hintergrund rattert der Gasmotor, den die Kollegen Gegner und Ninow angeworfen haben.

Vor der Masterstudentin liegen Materialien aus Nickellegierungen in verschiedenen Formen. Sie sollen als kombinierte

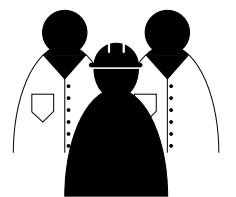


Im Blick: Adrian Gegner beobachtet die Messwerte

Transport- und Katalysatorschicht im Elektrolyseur dienen. Diese sorgt für die Verteilung des Wassers in der Zelle, eine schnelle Reaktion und den Abtransport der entstehenden Gase. Vor ihr steht ein silberner Block, an dem Schläuche und Leitungen angeschlossen sind. Das ist die Testzelle, an der sie Versuche durchführt. Die 27-Jährige studiert Energiemanagement und Energietechnik. Momentan arbeitet sie an ihrer Masterarbeit. Das Ziel: die Optimierung des Versuchsaufbaus. Um das bestmögliche Verhalten zu erzielen, muss sie auf viele Parameter achten. Die Elektroden sollen möglichst nah an der Membran sein. Wahlich kann außerdem Betriebsparameter wie die Temperatur oder die Konzentration des Elektrolyten variieren. Ein Faktor spielt, wie in der gesamten Wasserstofftechnologie, eine besonders wichtige Rolle: die Kosten. Sorgfalt ist daher besonders wichtig. „Bevor es an die Praxisversuche geht, plane ich viel theoretisch“, erklärt Denise Wahlich. Um zielgerichtet vorzugehen, hat sie zur Vorbereitung viele wissenschaftliche Arbeiten gelesen. Ergebnisse, die eindeutig erwartbar sind, testet sie vorerst nicht. Bei jedem Gedanken hat sie einen Blick auf die Umsetzung: Welche Variablen lassen sich leicht verändern? Stehen die benötigten Materialien zur Verfügung? Links von ihr hat sie eine Tabelle am Laptop geöffnet. Hier dokumentiert sie mögliche Varianten. Denise Wahlichs Antrieb ist klar: Sie möchte ►

Chancen der Wasserstoffindustrie:

5.4 Millionen



Arbeitsplätze in Europa bis 2050

800 Milliarden Euro

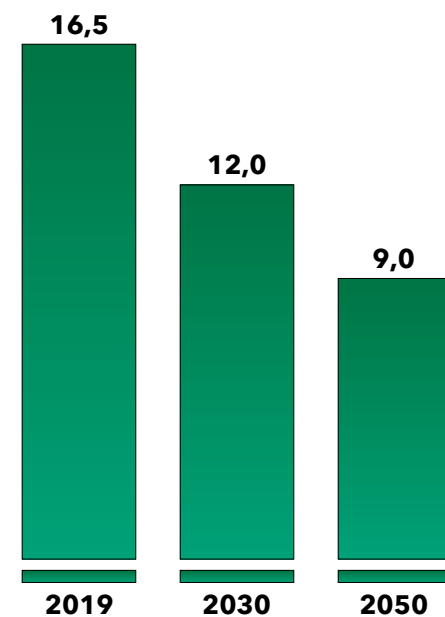


Jahresumsatz in Europa bis 2050

Quelle: Prognosen Bundesamt für Wirtschaft und Energie

Prognostizierte Preisentwicklung von grünem Wasserstoff:

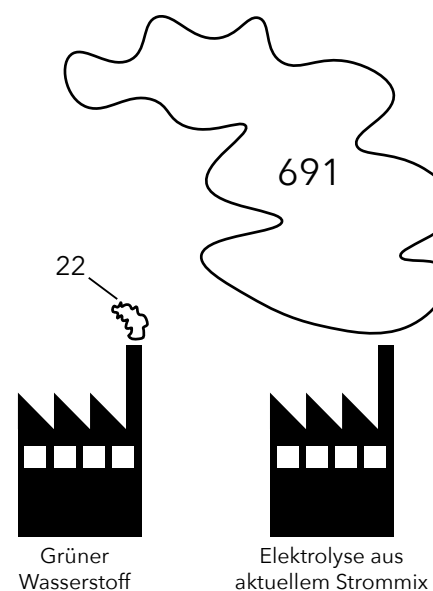
in Cent pro Kilowattstunde



Quelle: Greenpeace

Emissionen der Wasserstoffproduktion:

in Gramm CO₂ pro Kilowattstunde Wasserstoff



zur Bekämpfung des Klimawandels beitragen. „Vielleicht kann man das alles ja noch zum Guten wenden“, lächelt sie.

Um ihr Projekt zu initiieren, hofft die Masterstudentin auf die Unterstützung von Unternehmen aus der Filter- und Oberflächentechnik. „Zusammen mit einer Firma erarbeiten wir praxisnahe und wirtschaftliche Lösungen“, sagt sie. So könne sie gleich herausfinden, ob ihre Laborversuche auch in der Anwendung sinnvoll sind.

Jörg Kapischke, der auch Leiter des Masterstudiengangs Energiemanagement und Energietechnik ist, spricht von einem Dreiklang: Forschung und Entwicklung an der Hochschule bringen stetig neue Erkenntnisse. Dozenten sind hautnah dabei und bringen das Wissen sofort in die Hörsäle. „Die Lehre lebt von dem Streben nach Neuem“, betont er mit hochgezogenen Augenbrauen. Der dritte Aspekt ist der Transfer. Gesellschaft und Unternehmen können von dem, was an der Hochschule passiert, profitieren. Deshalb ist der Professor mit seinen Kollegen über das von der EU geförderte Transferzentrum für den Mittelstand auch in der Weiterbildung aktiv.

Der Kontakt mit Firmen und Betrieben spielt auch für Adrian Gegner eine große Rolle. Er ist seit über einem Jahr wissenschaftlicher Mitarbeiter im Zentralen Innovationsprogramm Mittelstand, das Unternehmen in der Forschung unterstützt. Der gelernte Schreiner arbeitete nach seinem Studium zunächst in einem Maschinenbauunternehmen als Softwareingenieur, bevor er wieder an die Hochschule Ansbach zurückkehrte. Gegners Hand ruht auf der Computermouse. Die Kurven am mittleren Bildschirm zeichnen ein unruhiges Zick-Zack-Muster. Der Motor rumpelt unregelmäßig. Adrian Gegner und Jan Ninow fahren gerade den letzten Messpunkt ohne Zugabe von Wasserstoff in das Erdgasgemisch ab. „Wenn man jetzt Wasserstoff dazu gibt, normalisiert sich die Drehzahl wieder“, weiß Gegner und lässt per Mausklick Wasserstoff einspritzen. Das Zackenmuster am Bildschirm flacht wie erwartet ab.

Aktuell dürfen maximal zehn Prozent Wasserstoff in das deutsche Erdgasnetz eingespeist werden. Bis 2030 soll der

Anteil auf 20 Prozent steigen. Zunächst müssen Hersteller und Betreiber jedoch ihre Anlagen anpassen. Das Umweltbundesamt schreibt in seiner Roadmap „Gas für die Energiewende – Nachhaltiger Klimabeitrag des Gassektors“, die Umrüstung könne sich potenziell über Jahrzehnte ziehen.

Jörg Kapischke versteht nicht, warum die Politik die Wasserstofftechnologie nicht schneller vorantreibt. Seine Stirn ist in Falten gelegt, die Brille hält er in den Händen, mit denen er aufgebracht gestikuliert. „Die Hütte brennt! Und zu viele

schaun einfach nur zu“, beteuert er. Gesellschaft und Energie benötigen große Mengen Energie. Nur grüner Wasserstoff könne sie CO₂-frei liefern.

Der Schritt ist nötig, um die Treibhausgase zu minimieren und den menschengemachten Klimawandel zu stoppen. Ohne eine vorläufige Strompreiserhöhung oder CO₂-Bepreisung gehe das nicht. „Das sollte unsere Umwelt uns allerdings wert sein“, sagt Kapischke.

Um den Umschwung und die Kostenreduktion zu schaffen, müssen die Forschenden noch viele Versuche und

Berechnungen durchführen, Grafen auswerten und mehr Menschen für das Thema begeistern.

Denise Wahlich legt nebenan die Pinzette ab und tippt etwas in ihre Tabelle ein. Auf der Suche nach einer idealen Transportschicht ist sie fündig geworden: In nächster Zeit arbeitet sie mit einem Drahtgestrick weiter, das zu einer runden Scheibe verpresst ist. Es ist ein paar Millimeter hoch, die Metallschnur schlingt sich an der Oberfläche in wilden Schlaufen. Das Stück besteht aus nur einem langen Draht. „Das hat den Vorteil, dass die

Drahtenden der Transportschicht die sehr dünne Membran nicht beschädigen“, erklärt Wahlich. Sie wird das Material im Versuchsaufbau testen.

Nebenan erhöhen die Kollegen den Wasserstoffanteil auf 20 Prozent. Letzte Messreihe für heute. Der Motor rattert, der Computer surrt. Nachdem die beiden Ingenieure die Messungen ausgewertet haben, wissen sie, welche Parameter sie für den Wasserstoffbetrieb angleichen müssen. Mit den Ergebnissen ist die Grundlage für die Entwicklung eines Prototyps zusammen mit einem Unternehmen gelegt. ■



Präzises Arbeiten: Masterstudentin Denise Wahlich schließt eine Leitung an die Versuchszelle an

25

JAHRE
HOCHSCHULE
ANSBACHHochschulpräsident
Sascha Müller-Feuerstein

„Wir wollen
ein
Innovationstreiber
sein“

INTERVIEW Lennart Bonk und Niklas Korzendorfer

FOTO Klara Nerz

LAYOUT Samira Sommer

Der neue Hochschulpräsident Sascha Müller-Feuerstein über die Förderung durch die Hightech-Agenda, das Platzproblem am Campus und die Rückkehr zur Präsenzlehre

Herr Müller-Feuerstein, die Hochschule feiert 25-jähriges Jubiläum. Wo wird sie an ihrem 50. Geburtstag stehen?

Ich bin natürlich kein Hellscher (*lacht*). Aber ich sehe uns auf dem richtigen Weg. Wir etablieren uns weiter als die Hochschule für Wirtschaft, Technik und Medien in Franken. Ich denke, die Bevölkerung sieht uns als Innovationsmotor. Mir ist wichtig, dass die Weiterentwicklung der Marke Hochschule Ansbach auch in Zukunft an Bedeutung gewinnt. Wir wollen die Hochschule sein, um die unsere Welt die Region Franken beneidet.

Welche Impulse wollen Sie als neugewählter Präsident setzen?

Die Gründungsberatung ist ein wichtiger Punkt und hat gerade im vergangenen Jahr intensiv an Fahrt gewonnen. Trotzdem möchten wir uns weiterhin auf die regionale Verbundenheit fokussieren. Dabei spielt auch das Thema Nachhaltigkeit eine entscheidende Rolle.

Das sind Impulse, die mit dem Thema Wachstum einhergehen.

Wenn man sich die Wachstumszahlen der Hochschule anschaut, ist in den vergangenen vier bis fünf Jahren ein Plateau zu erkennen. In diesem Jahr haben wir durch die Hightech-Agenda einen Entwicklungssprung gemacht. Wachstum ist an dieser Stelle nicht der entscheidende Punkt, sondern die Nachhaltigkeit. Wir müssen nicht in der Größe, sondern vielmehr in die Köpfe der Menschen hineinwachsen. Mit Blick auf den demografischen Wandel geht es um die Frage, wie lange der Hochschulstandort Ansbach überlebensfähig ist. In 25 Jahren wachsen wir räumlich nicht so weiter wie bisher. Das halte ich für unrealistisch. Es ist vielmehr ein verantwortungsvolles Wachstum, bei dem wir

abwägen müssen, inwieweit ein Schritt sinnvoll und mit welchen Kosten er verbunden ist.

Im Rahmen der Hightech-Agenda Bayern, hat die Hochschule 30 neue Professuren dazubekommen. Wie passt das mit dem „verantwortungsvollen Wachstum“ zusammen?

Die Hightech-Agenda ist ein wichtiger Schritt für uns. Im gesamt-bayerischen Vergleich der Universitäten und Hochschulen – relativ zur Größe betrachtet – hat die bayerische Regierung die Hochschule Ansbach am meisten gestärkt. Wir schaffen es mit dieser Förderung, unsere jüngste Fakultät Medien weiter auszubauen und die Betreuungsverhältnisse deutlich zu verbessern. Das nenne ich nachhaltig und verantwortungsvoll. Zudem stärken wir das Thema angewandte Forschung und Entwicklung, um mehr Zeit in den Forschungsbereich zu investieren.

Wie schwierig ist es, im Bereich Hightech qualifizierte Mitarbeiter zu finden?

Es ist eine Herausforderung. Zu den Anforderungen an eine Professur an einer Hochschule für angewandte Wissenschaften zählt neben der Promotion auch die fünfjährige Berufserfahrung. In den Bereichen der künstlichen Intelligenz (KI), Mensch-Maschinen-Interaktion sowie dem maschinellen Lernen werden händierend Experten gesucht. Wir haben im vergangenen Jahr bereits einige Stellen besetzt, unsere Ausgangslage ist daher zufriedenstellend. Schwierig wird es dennoch.

Inwieweit kann die regionale Wirtschaft davon profitieren?

Oftmals stellen sich Unternehmen die Frage: Was bringen uns diese Technologien eigentlich? Wir wollen beispiels-

weise die Frage beantworten, inwieweit ein alternder Mensch einen Sprachassistenten in seinem Alltag nutzen kann. Diese KI-Anwendungen wollen wir für die Unternehmen erlebbarer gestalten. Nicht nur die Global Player wie Google oder Facebook sollen davon profitieren, sondern vor allem die regionale Wirtschaft. Dort ist das Interesse groß. Es gibt bereits konkrete Anfragen.

Von welchen Unternehmen zum Beispiel?

Etwa Unternehmen aus dem Bereich der Automatisierungstechnik. Grundsätzlich sind die Betriebe sehr interessiert daran zu erfahren, wie solche Prozesse ablaufen.

Welche Rolle spielt dabei das neue Zentrum für angewandte KI und Transfer (AN_KIT) in der Rettistraße?

Oftmals passiert Forschung hinter verschlossenen Türen und der Zutritt ist nur befugten Personen erlaubt. Wir wollen durch das AN_KIT das Gegenteil erreichen. Die KI-Forschung soll für die Menschen erlebbar sein. Wir möchten dort Firmenvertretern die KI-Anwendungen zeigen. Die Bürger sollen die Forschung ebenfalls hautnah erleben können.

Durch das Living Lab, wie das AN_KIT genannt wird, kehren Sie also der konventionellen Forschung den Rücken.

Nein. Wir wollen die Forschung verständlich machen und erreichen, dass dadurch die Ängste der Bürger abgebaut werden. Bei Algorithmen zum maschinellen Lernen wissen die Menschen oftmals nicht, wie die Forscher überhaupt zum Ergebnis gekommen sind.

Sie sprechen von Ängsten der Bürger. Viele befürchten durch künstliche Intelligenz und Digitalisierung den Verlust ihrer Arbeitsplätze.

Diese Ängste erlebe ich als Informtiker schon seit über 20 Jahren. Doch gerade im IT-Bereich entstehen die neuen Arbeitsplätze. Deswegen bieten wir auch Studiengänge in diesem Bereich an. Wenn wir die digitale Transformation nicht mitgestalten, werden wir ab- ►

gehängt, und dann sind die Arbeitsplätze weg. Für die regionale Wirtschaft wird es die Kunst sein, sich in diese neuen Felder hinein zu entwickeln und die Mitarbeiterinnen weiterzubilden. Dazu machen wir auch Angebote.

Hat die Hochschule das Potenzial, auch deutschlandweit ein KI-Hotspot zu werden?

Warum nicht. Ich würde mich bei dieser Thematik nicht nur auf Ansbach beschränken wollen. Wir haben mit dem neuen Campus an der Rettistraße sehr gute Voraussetzungen.

Die Fakultät Medien profitiert mit 13 Professuren besonders von der Hightech-Agenda. Inwieweit kommt das auch der journalistischen Ausbildung zugute?

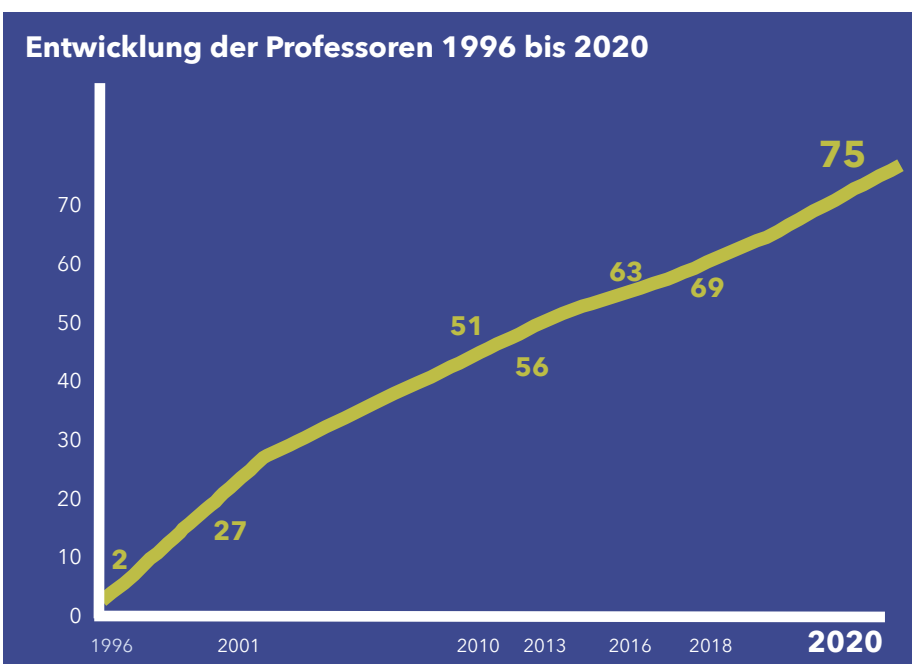
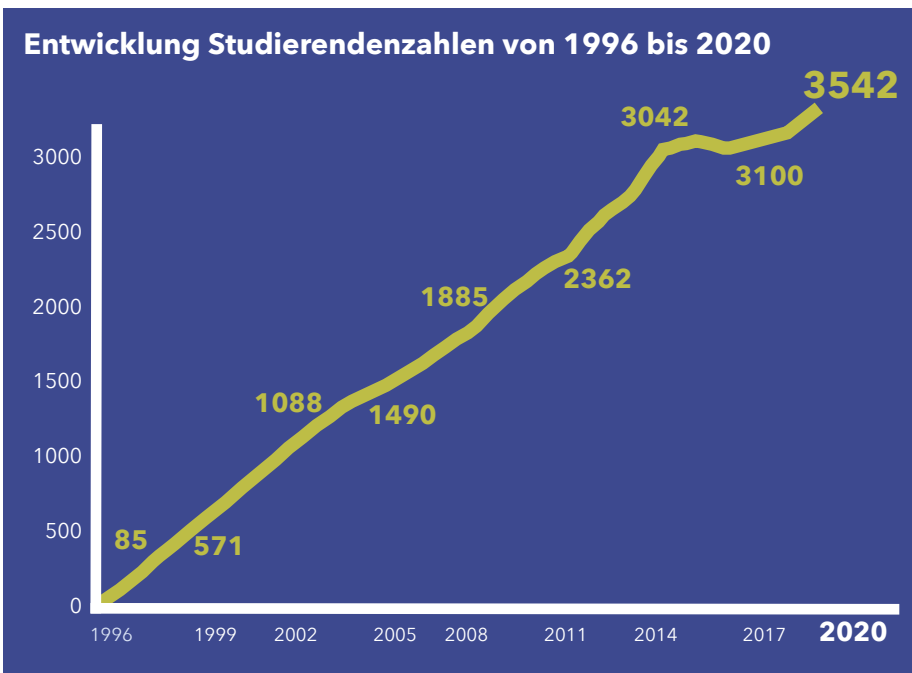
Unsere jüngste Fakultät wird weiter ausgebaut, daher profitiert sie von der Förderinitiative am stärksten. Ziel ist es, alle drei Fakultäten zu stärken. Die journalistische Ausbildung wird profitieren, weil mehr Professorinnen dafür zuständig werden. Zudem wird es beim Ausbau der hochschulinternen Hörfunk- und TV-Studios finanzielle Unterstützung geben.

Das Thema Unternehmensgründung gewinnt deutschlandweit an Bedeutung. Welchen Beitrag leistet die Hochschule Ansbach?

Unser Vorzeige-Start-up ist Flixbus. Das wurde von Daniel Krauss mitbegründet, einem der ersten Ansbacher Wirtschaftsinformatik-Studenten. In den vergangenen Jahren gab es immer wieder Studierende, die ausgegründet haben. Generell ist die Gründungskultur an der Hochschule sowie in der Region aber überschaubar. Wir sehen dort Nachholbedarf.

Wie will die Hochschule die Gründungskultur etablieren?

Wir haben mit der Friedrich-Alexander-Universität und der Technischen Hochschule Nürnberg das Konzept „Existency“ entwickelt. Und haben mit Johannes Hähnlein einen Start-up-Coach, mit dem wir das Thema Ausgründung strategisch



angehen wollen. (Siehe auch Stilles Interview auf Seite 50-51)

Woran hat es bislang gehapert?

Eines der zentralen Probleme war, die fehlende Mentalität zu gründen. Ich kenne es aus dem Bereich der Wirtschaftsinformatik. Viele Studierende haben dort nach ihrem Betriebspraktikum im sechsten Semester bereits einen Arbeitsvertrag vorliegen, schreiben den Bachelor und werden dann von den Unternehmen abgeworben.

Das ist grundsätzlich gut, da wir unseren Bildungsauftrag erfüllen. Dennoch ist es gesund, wenn eine Region bereits eine gewisse Start-up-Kultur vorweist.

Im November 2020 hat sich die Hochschule im Wettbewerb mit 95 Konkurrenten erfolgreich um Fördergelder mit dem Konzept ANboard beworben. Was macht die Kampagne besonders?

Durch das Konzept können wir unseren eigenen professoralen Nachwuchs ausbil-

den. Das war schon immer ein Problem für die HAWs (Anm. d. Red.: Hochschulen für angewandte Wissenschaften). Der Nachwuchs legt seine Promotion überwiegend an einer Universität ab. Absolventinnen der HAW noch nicht. Durch das Konzept ANboard haben wir nun die Promotionsthematik bei uns in den Fokus gerückt. Wir können damit in diesem Bereich die Entwicklung vorantreiben.

Die Hochschule wird dafür mit 1,5 Millionen Euro gefördert. Welche Konzepte setzen Sie damit um?

Wir agieren in zwei Richtungen. Einerseits haben wir ein großes Bewerberfeld an Menschen, die bereits eine akademische Ausbildung besitzen, denen allerdings noch der Praxisbezug fehlt. Diese Leute bringen wir in Verbindung mit Unternehmen, damit sie sich praktisch weiterbilden können. Die andere Gruppe hat bereits praktische Berufserfahrung sammeln können, allerdings fehlt ihnen noch die Promotion. Dort knüpfen wir den Bezug zu Universitäten. Durch beide Wege haben wir die Chancen, kluge Köpfe früh an unsere Hochschule zu binden.

Seit der Gründung ist die Zahl der Studierenden von 85 auf 3542 gestiegen. Wo bringen Sie die alle unter?

Grundsätzlich ist die Platzsituation an jeder Hochschule ein vieldiskutiertes Thema, auch bei uns. Wir haben unsere zwei größeren Campusse – der Zentralcampus und der neue Retticampus. Mit dem Pixel Campus wollten wir bewusst ins Herz der Stadt vordringen, um die Hochschule für die Bürger erlebbar zu machen. Letztendlich ergänzen unsere vier Außenstellen in Herrieden, Feuchtwangen, Rothenburg und Weißenburg die verfügbaren Räumlichkeiten. Wir bekommen die Studierenden sehr gut unter. Trotzdem stehen wir im Austausch mit dem Ministerium und stellen Anträge für neue Räumlichkeiten.

Verliert die Hochschule durch die vier Außenstellen und den neuen Campus an der Rettistraße nicht ihren zentralen Charakter?

Nein, sicher nicht. Wir verlieren unseren Zentralcampus ja nicht. Nur weil

die ursprünglichen Räumlichkeiten des Gründungsjahres heute nicht mehr ausreichen, darf die Hochschule etwa nicht weiterwachsen? Das ist widersinnig. Und durch die Außenstellen wollen wir uns ja bewusst in die Region hinauswagen.

Fahren Sie mit dem Auto?

Ja.

„
Ich bin mir sicher, dass wir nach Corona nicht mehr dieselbe Hochschule sein werden wie zuvor
“

Im Gegensatz zu den Studierenden haben Sie Ihren festen Stellplatz. Die Parkplatzsituation ist prekär. Wird es eine Erweiterung geben?

An der Rettistraße haben wir neue, große Parkplatzkapazitäten angemietet.

Das löst dennoch nicht die Situation am Zentralcampus.

Es gibt auch noch die Möglichkeit am Aquella zu parken. Von dort müssen die Studierenden – ich betone – fünf Minuten zur Hochschule laufen. Ich empfehle, diese Möglichkeit zu nutzen. Zudem arbeiten wir mit der Stadt an nachhaltigen Verkehrskonzepten. Wir wollen in Zukunft weg von der Pendlerkultur und den parkenden Autos vor Ort hin zu intelligenten Angeboten.

Wie könnten die aussehen?

Wir müssen beim Ausbau der Buslinien richtig Zug reinbringen. Die Busse müssen häufiger und in geschickteren Linien fahren. Sowohl der Zentralcampus als auch die Räumlichkeiten an der Rettistraße müssen angebunden werden. Auch weitere smarte Konzepte wie Elektroroller und Fahrräder als Fortbewegungsmittel zwischen den Campussen sind wichtige Themen. Wir wollen verhindern, dass die Studierenden ihr Auto nutzen.

Gerade in puncto Fahrradfreundlichkeit hat die Stadt großen Nachholbedarf. Wieso setzen Sie sich nicht zusammen, um dafür ein Konzept zu entwickeln?

Wir haben vor einigen Monaten beschlossen, dass wir eine vom Allgemeinen Deutschen Fahrradclub zertifizierte fahrradfreundliche Hochschule werden wollen. Es wird eine Reparaturstation mit einem Schlauch-Automaten am Campus geben. Zudem haben wir einen Mitarbeiter integriert, der sich um die Elektroräder und deren Ladestationen kümmert. Wir wollen ein Innovationstreiber für die Stadt sein, um sie auf den fahrradfreundlichen Weg mitzunehmen. Aber zunächst muss die Stadt diesen Schritt erst einmal selbst gehen.

Seit einem Jahr zwingt das Corona-Virus die Hochschule zur Online-Lehre. Was haben Sie aus dieser Zeit gelernt?

Es war eine wahnsinnig schnelle Umstellung und eine große Herausforderung für die Lehrenden. Dennoch haben wir den Wechsel auf den Online-Betrieb gut meistern können. Wir haben mit der digitalen Lehre in kurzer Zeit extrem viele Erfahrungen machen dürfen – positiver, aber auch negativer Natur. Eines ist klar geworden: Wir schaffen es nur zusammen durch die Pandemie. Ich bin mir sicher, dass wir nach Corona nicht mehr dieselbe Hochschule sein werden wie zuvor.

Woran machen Sie das fest?

Sowohl die Lehrenden als auch die Studierenden wollen zurück zur ►

Präsenzlehre. Eine leere Hochschule ist und bleibt ein Trauerspiel. Aber wir haben durch die digitale Lehre auch vieles gelernt, das uns weiterhelfen kann, zum Beispiel das Konzept „Flipped Classroom“. Dabei findet die Vermittlung von Grundlagen im E-Learning statt. In der Präsenzlehre wird dann durch moderne Lehrkonzepte der Schwerpunkt auf das Coaching sowie das individuelle, problemorientierte Lernen gelegt. Kolleginnen, die dem E-Learning erst kritisch gegenüberstanden, sind heute begeistert von diesem Aspekt. Das ist beeindruckend.

Geht den Studierenden in den digitalen Veranstaltungen die Debattenkultur verloren?

Ja, definitiv. Die Teilnehmer sowie die Lehrenden sitzen oftmals in Zoom vor den schwarzen Kacheln und versuchen viel, damit die Kommilitoninnen einmal die Kamera anschalten. Uns geht es nicht darum zu sehen, was die Studierenden im Zimmer stehen haben. Wir wollen die Menschen sehen. Durch Gestik und Mimik kommen Menschen in einen ganz anderen Austausch

miteinander. Das geht durch die virtuellen Vorlesungen verloren.

Welche Kompetenzen gewinnen die Studierenden durch die digitale Lehre?

In globalen Konzernen funktioniert die Weiterbildung der Mitarbeiter heutzutage nur noch digital. Der größte Vorteil des Online-Betriebs bleibt, dass die Studierenden zeit- und ortsunabhängig an Vorlesungen teilnehmen können. Die Lehre ist flexibler geworden. Daher kann ich mir vorstellen, dass wir nicht vollständig zur Präsenzlehre zurückkehren werden.

Was bedeutet das für die Forschung an der Hochschule?

Es gibt Kolleginnen, die den Schwerpunkt auf die Lehre setzen. Wiederum gibt es aber auch Lehrende, die mehr forschen wollen. Durch die Freiheiten der Hightech-Agenda können wir individueller auf die Wünsche der Dozierenden eingehen. Ich betone: Das ureigenste Profil unserer Hochschule für angewandte Wissenschaft ist und bleibt auch noch in 25 Jahren die Fokussierung auf die Lehre. ■

Zur Person

Ein Hellseher ist Sascha Müller-Feuerstein nach eigenen Angaben nicht. Dennoch bewies er Nerd-Qualitäten, als er im Jahr 1993 ein Informatikstudium an der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg (FAU) begann. Der gebürtige Nürnberger promovierte an der FAU, begann seine Laufbahn an der Hochschule Ansbach als Lehrbeauftragter und ist mittlerweile seit 14 Jahren Professor für Wirtschaftsinformatik. Nach acht Jahren als Vizepräsident der Hochschule trat der 47-jährige Vater eines sechs-jährigen Sohnes im Dezember vergangenen Jahres die Nachfolge von Prof. Dr. Ute Ambrosius als neuer Präsident an.



Vernetzt mit der Wirtschaft

Der Förderkreis half bei der Gründung der Hochschule. Er belohnt Studierende mit Auslandserfahrung und pflegt das Netzwerk mit der regionalen Wirtschaft

25

JAHRE
HOCHSCHULE
ANSBACH



Karin Bucher, die Leiterin der IHK Ansbach

Reisen veredelt den Geist und räumt mit unseren Vorurteilen auf“, sagte der Schriftsteller Oscar Wilde. Was schon zu seinen Lebzeiten galt, ist für viele Studierende heute noch Anlass, ein Semester im Ausland zu verbringen: fremde Länder bereisen und den eigenen Horizont erweitern. Der Förderkreis der Hochschule Ansbach vergibt jährlich drei Stipendien an Studierende, die ein Auslandssemester absolviert haben. Wer sowohl daheim, als auch in der Ferne gute Leistungen erbracht hat, erhält einmalig 500 Euro. „Wir wollen Studenten unterstützen, die Botschafter für unsere Hochschule sind“, erklärt Karin Bucher, erste Vorsitzende des Förderkreises.

Bettina Huhn leitet das International Office. Sie wählt Studierende aus, die für ein Stipendium in Frage kommen: „Neben den Noten spielt auch die gleichmäßige Verteilung der Stipendiaten auf die drei Fakultäten eine Rolle“, betont sie. „Ein weiteres Kriterium ist, ob jemand ein ausgefallenes Land, wie zum Beispiel Kasachstan gewählt hat.“ Neue Partnerschaften im In- und Ausland beleben: Mit diesem Ziel gründete sich der Verein vor 27 Jahren. Zwei Jahre, bevor 1996 die ersten Studierenden an die Hochschule kamen. Damals schlossen sich Unternehmen und Kommunen aus Westmittelfranken zu-

sammen, um mit einer Hochschule den Wirtschaftsstandort Ansbach zu stärken. Heute sitzen über 160 Vertreter aus Industrie, Landkreisen und Städten, politischen Verbänden sowie Privatpersonen im Förderkreis. Karin Bucher, Leiterin der Industrie- und Handelskammer (IHK) Ansbach, führt den Verein seit neun Jahren. Die 51-jährige Ökonomin versteht sich als Bindeglied zwischen Hochschule und regionaler Wirtschaft: „Ich bin gut mit den Unternehmen aus der Region vernetzt und betreue ganz Westmittelfranken.“

Besonders die neu gegründeten Außenstellen, die während Buchers Amtszeit in Weißenburg, Herrieden, Feuchtwangen und Rothenburg entstanden sind, würden die Hochschule stärker in das Bewusstsein der Menschen rücken: „Die Außenstellen sind dort, wo die passenden Unternehmen für die angebotenen Studiengänge sitzen“, sagt sie und weist etwa auf den Kunststoff-Campus in Weißenburg und den Studiengang Interkulturelles Management in der Touristenstadt Rothenburg. Daneben profitieren Städte und Gemeinden: „Die

Hochschule ist ein Entwicklungsmotor“, sagt Bucher.

„Sie trägt dazu bei, dass die Region lebendig bleibt, besonders für junge Menschen.“ Die würden nach ihrem Studium in den Unternehmen arbeiten und erkennen, wie toll Westmittelfranken zum Leben und Arbeiten ist. ■



Anlaufstelle:

Weitere Informationen über das Stipendium erhalten Studierende beim International Office:

Bettina Huhn
bettina.huhn@hs-ansbach.de
Unternehmen oder Institutionen, die Interesse an einer Mitgliedschaft im Förderkreis haben, Fragen per Mail an:
foerderkreis@hs-ansbach.de

TEXT Pauline Held
FOTO Lisa Birkmann
LAYOUT Samira Sommer

ANZEIGE

hörgeräte eisen
Fachinstitut für besseres Hören

Hörtest jederzeit möglich

**Besser Hören...
ein schönes Lebensgefühl**

Ihr Hörakustikexperte - 13x in Westmittelfranken

ANSBACH
Maximilianstr. 14
Tel.: 0981-14095

HERRIEDEN
Vordere Gasse 11
Tel.: 09825-203060

www.hoergeraete-eisen.de

SEIT 1716 300 JAHRE
FR. SEYBOLD'S
SORTIMENTS-BUCHHANDLUNG

Inh.: Johannes Seyerlein
Karlstraße 10
91522 Ansbach
Tel. (0981) 27 66
Fax (0981) 1 51 50

www.seyerlein.de
info@seyerlein.de

TEXT Lena Krey
 FOTO Luna Kaisermayr
 LAYOUT René Hirschmann

Bil → d ←→ u → ng



Johannes Haberer ist
 Mathelehrer an der
 Evangelischen Schule
 Ansbach

auf

Abs ←→ t ←→ and

In den Schulen herrscht Krisenstimmung. Die Leistungen von Kindern und Jugendlichen brechen ein. Lehrer fühlen sich allein gelassen. Ein Lagebericht aus der Evangelischen Schule Ansbach

S

Simone Gries sitzt im Keller ihres Hauses in Wassertrüdingen. Die Lehrerin einer 1. Klasse der Evangelischen Schule Ansbach hat sich dort ihren neuen Arbeitsplatz eingerichtet. Ausgestattet mit Headset und Tablet spricht sie zu ihren Schülern, die auf einem ihrer zwei Bildschirme in passbild-kleinen Formaten zu sehen sind. Es ist eine Situation, die für die Lehrerin längst Alltag ist.

Es war Freitag, der 13. März 2020, als das Kultusministerium beschloss, die rund 6000 Schulen in Bayern zu schließen. Der Schock in der Evangelischen Schule Ansbach war groß. Bücher und Hefte der Kinder lagerten noch in den Klassenräumen und mussten übers Wochenende zu den Schülern nach Hause gelangen. Simone Gries und ihre Kollegen standen

vor der Frage: Wie geht Unterricht, wenn nicht in Präsenz? In dieser Situation offenbarten sich für die Pädagogen die Defizite im Bildungsmanagement. Digitale Weiterbildungen für Lehrende? Fehlanzeige. Eine digitale Infrastruktur für den Online-Unterricht? Fehlanzeige. Trotzdem musste es weitergehen. Am Fenster der Schulcafeteria holten Eltern von da an Arbeitsblätter für ihre Kinder ab.

Es ist nur ein Beispiel für den erheblichen Mehraufwand der Eltern. Um den zu vermeiden und Familien so gut wie möglich zu entlasten, arbeiteten die Lehrer viel mit Büchern, die die Kinder inzwischen zu Hause hatten. Die größte Herausforderung bestand ab jetzt darin, den Kontakt zu den Schülern zu halten. Zweimal pro Woche traf sich die Klasse deshalb digital.

Im Sommer lag der Inzidenzwert wochenlang unter zehn und brachte wieder Normalität in die Schulen. So konnten die Klassen unter strengen Hygiene- und Abstandsregeln zwischenzeitlich in die Klassenräume zurückkehren. Und doch wussten alle: Die Pandemie ist noch nicht



Grundschullehrerin Lea Raab achtet darauf, die Hygienevorschriften bei den Kindern durchzusetzen

vorbei. „Präsenzunterricht mit Corona heißt natürlich immer im Hinterkopf zu haben: Da ist etwas, was ich nicht sehe, was aber gefährlich ist“, sagt Volker Grüner, Lehrer der vierten Klasse. Viel dagegen machen können sie aber nicht. Also lüften sie und tragen Masken. Luftfilteranlagen würden helfen. Schulen müssen die Hälfte der Kosten in Höhe von rund 1500 Euro, ohne Installationskosten, selbst aufbringen. Die Evangelische Schule Ansbach wäre bereit dazu. Bislang ist der beantragte Zuschuss jedoch noch nicht ausgezahlt worden. Das Pressebüro des Kultusministeriums teilt

auf KASPAR-Anfrage mit, dass die Anträge auf einer Warteliste stehen. Auch die Kommunikation zwischen Schule und Ministerium empfanden die Lehrkräfte als problematisch. Freitag-nachmittag wusste niemand, ob am Montag die Schulen noch geöffnet sind. Lehrkräfte waren am Wochenende selbst dazu aufgefordert, sich die nötigen Informationen für die nächste Woche zu beschaffen. Die Erfahrungen des ersten Corona-Schuljahres trugen scheinbar wenig zu einer besseren Vorbereitung bei. „Geplant wurde das nächste Schuljahr von offizieller Seite aus so, als gäbe es kein

Corona mehr“, sagt Christof Knöll, Lehrer der neunten Klasse. Denn im Sommer wäre Zeit gewesen, um sich auf einen weiteren Lockdown vorzubereiten. Anstatt sofort zu handeln, kam erst kurz vor Weihnachten Panik auf. „Man hätte uns gleich sagen müssen, dass wir ein Konzept für einen weiteren möglichen Lockdown brauchen“, macht Knöll deutlich. Die Untätigkeit des Kultusministeriums sei letztlich den Schulen auf die Füße gefallen.

„Die Absolventenklassen haben sich durch die Pandemie ihre Abschlussnote versaut“, betont Johannes Haberer, Mathelehrer ►



Grundschullehrerin Simone Gries in ihrem Homeoffice. Inzwischen gibt sie täglich Onlineunterricht

der neunten Klasse. Doch die Schulleitung kann weder Prüfungstermine verschieben noch Lehrinhalte verändern. Laut einer aktuellen Studie des Münchener ifo Instituts haben Schülerinnen und Schüler während des zweiten Lockdowns drei Stunden weniger gelernt als an einem üblichen Schultag vor Corona.

Der Unterrichtsausfall sorgt überall für starke Defizite. Heinz-Peter Meidinger, Präsident des Deutschen Lehrerverbands, forderte daher schon im April ein Angebot für Zusatz- und Lernförderungen, um Rückstände aufzuholen. Seit Beginn der Pandemie seien rund die Hälfte der Schulstunden im Präsenzunterricht ausgefallen. Der Deutsche Lehrerverband geht von rund 600 Schulstunden aus, die den Mädchen und Jungen in Präsenz fehlen.

Durch die ausgefallenen Stunden sieht Schulleiter Hartmut Schlund von der Evangelischen Schule Ansbach eine Verschlechterung des Bildungsniveaus. „Die Schere, die in unserem bayerischen Bildungssystem sowieso schon groß ist, geht

noch weiter auf“, betont er. Schülerinnen und Schüler, die zu Hause begleitet werden und viel Unterstützung erhalten, fallen während des Distanz- oder Wechselunterrichts nicht weit zurück. Das selbstständige Arbeiten kann manchen Kindern sogar helfen, Aufgaben strukturierter zu erledigen. Leistungsschwache Kinder hingegen leiden unter diesen Umständen. Vor allem Grundschüler sind seit Beginn der Digital-Lehre noch stärker auf die Unterstützung ihrer Eltern angewiesen. Antworten und Hilfestellungen, die normalerweise von Lehrern gegeben werden können, fallen jetzt auf die Eltern zurück. Haben Mütter und Väter keine Möglichkeit, ihre Kinder zu begleiten, sind die Schulanfänger auf sich allein gestellt. Zum Glück habe es an der

Schule keine Totalausfälle gegeben. Den Lehrerinnen und Lehrern sei Dank. Einige bieten ihren Schützlingen auch noch nach Unterrichtsschluss zusätzliche Hilfestellungen an, um die verlorenen Stunden aufzuholen.

Im Februar diesen Jahres reagierte der Freistaat dann doch: Die Faschingsferien mit einer Dauer von fünf Tagen wurden gestrichen. Laut Rektor Schlund war es einerseits eine richtige Entscheidung, da die Klassen nun verpassten Stoff nachholen können, andererseits hätte das überlastete Personal eine Pause gebraucht und verdient. Vor allem, weil die Lehrer Zusatzstunden für die Schüler anbieten, damit durch die verpassten Inhalte keine zu großen Lücken entstehen. Das Lehr-

Lehrkräften verschärft sich dadurch. Wenig Schultern, auf denen in der Pandemie zusätzliche Arbeit lastet.

Dazu kommt noch, dass Deutschland beim Thema Digitalisierung an Schulen reichlich Nachholbedarf hat. Aufgrund der Pandemie ist plötzlich jeder gezwungen, sich mit digitalen Medien zu beschäftigen. Eine „Zwangsdigitalisierung“, wie Schulleiter Schlund die Entwicklung beschreibt, sei schon lange nötig gewesen. Stattdessen tragen die Lehrer die Kosten für die Veränderungen. Johannes Haberer musste sich, wie viele Kollegen, Stativ und Mikrofon selbst anschaffen, um Online-Unterricht machen zu können.

„Bis Ende Juli letzten Sommers konnten über 97,5 Prozent der zur Verfügung stehenden Mittel des Sonderbudgets für Leihgeräte bewilligt und den Schulen zum größten Teil bereits ausbezahlt werden“, sagt dagegen Maria Scherr, Sprecherin des bayerischen Kultusministeriums. Dennoch sind

Lehrermangel und Corona vertragen sich leider überhaupt nicht

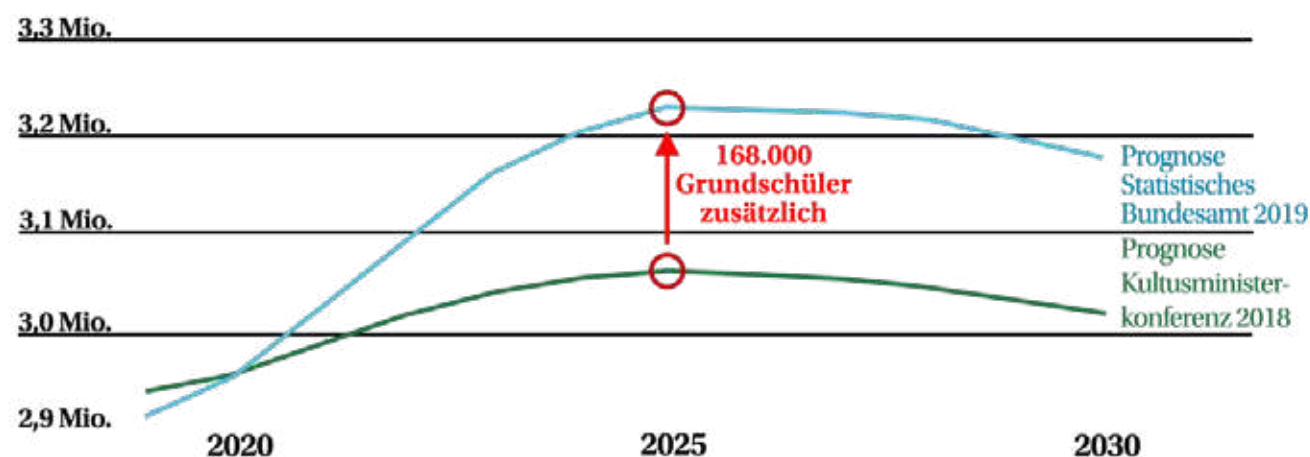
personal der Schulen muss neben dem Unterricht noch mehr Zeit für die Organisation und Einhaltung der Aha-Regeln aufbringen. Dazu kommen pandemiebedingte Ausfälle wie Corona-Erkrankungen oder Risikopatienten. Dabei war der Regelbetrieb schon vor Corona auf Grund des Lehrermangels gefährdet. Durch das Virus treffen jetzt zwei Krisen aufeinander. „Lehrermangel und Corona vertragen sich leider überhaupt nicht“, erklärt Grundschullehrer Volker Grüner. Schon im Jahr 2019 hat die Bertelsmann-Stiftung Berechnungen aufgrund des Lehrermangels angestellt. Bis 2025 werden demnach mindestens 26.300 Grundschullehrer in Deutschland fehlen. Und das, obwohl es 2025 168.000 zusätzliche Grundschüler geben wird. Der Mangel an

viele Geräte bei den Kindern und Lehrern nicht angekommen. Zu wenige wurden an die Schulen geliefert. Aus diesem Grund arbeiten an der Evangelischen Schule Ansbach noch alle Lehrer mit ihren privaten Rechnern.

Der Freistaat will jedoch aufrüsten. Im Juli 2020 hatte Kultusminister Michael Piazolo angekündigt, bis 2024 weitere 450.000 Euro zu investieren, um die Digitalisierung an Schulen zu fördern. Schnelles Internet soll ausgebaut und noch mehr Geräte für Schüler und Lehrer bereitgestellt werden.

Simone Gries sitzt derweil im Keller vor ihrem selbstbezahlten Grafiktablet. Anstatt einer langersehten Küchenmaschine musste ihr gespartes Geld nun für das neue Schul-Equipment erhalten. ■

Schülerprognosen im Vergleich (Jahrgangsstufen 1 bis 4)



Die Kultusministerkonferenz rechnete im Oktober 2018 für das Jahr 2025 deutschlandweit mit 3,064 Millionen Grundschulern. Das Statistische Bundesamt prognostiziert auf Basis der aktuellen Bevölkerungsvorausschätzung allerdings eine Schülerzahl von 3,232 Millionen

TEXT Lennart Bock
FOTO Klara Nerz, Sophia Weigand
LAYOUT Alessa Seuwen

Unsichtbare Retter

Sie senden mit einem Mausklick den Notarzt, den Rettungswagen oder die Feuerwehr zum Einsatzort, planen nebenbei Krankentransporte und retten am Telefon Menschenleben: Leitstellendisponenten sorgen für schnelle Hilfe

Brennt die rote Lampe,
beginnt in der Integrierten
Leitstelle der Einsatz

Wenn die rote Lampe am Tisch von Matthias Löblein aufleuchtet, geht es oft um das Überleben eines Menschen. Auch an diesem Mittwochmorgen. „Atmet Ihr Freund noch? Er röchelt? Sie müssen jetzt den Kopf Ihres Freundes überstrecken“, weist der 38-jährige Leitstellendisponent die junge Frau am anderen Ende der Leitung an. Das helfe beim Atmen. Disponenten wie Löblein sind das erste Glied in der Rettungskette. Er arbeitet seit 2018 in der Integrierten Leitstelle (ILS) an der Eyber Straße. Von dort aus werden alle Rettungsdienst- und Feuerwehreinsätze in der Stadt und den Landkreisen Ansbach und Neustadt an der Aisch - Bad Windsheim koordiniert. Der ehemalige Rettungssanitäter sitzt nach vorne gelehnt auf dem Bürostuhl. Der Blick ist fest auf einen der fünf PC-Bildschirme vor ihm gerichtet. Der Körper des bärtigen Disponenten wirkt angespannt, der Ton in seiner Stimme klingt dennoch unaufgeregt. Mit einem Mausklick hat er bereits einen Notarzt und einen Rettungswagen alarmiert.

Rund 220 000 Anrufe nehmen er und seine Kollegen in der ILS jährlich entgegen. Mit dem Mono-Headset am rechten Ohr tritt der Mann den Beweis der fortgeschrittenen Multitasking-Fähigkeit an. Während er die Frau durch die Rettung leitet, prasselt auf seinem linken Ohr das dröhnende Schellen der eingehenden Notrufe und das Stimmengewirr aus den Gesprächen der Kollegen ein. In der Leitstelle sind an einem normalen Tag alle sechs Tische besetzt. Eine weitere Kollegin ist in Bereitschaft. Insgesamt zählt das Team 31 hauptamtliche und 15 unterstützende Kräfte sowie sieben in der Verwaltung. Der Raum ist längst zu klein. 2011 fing die ILS mit 19 Disponierenden an. Erst Ende 2020 wurde ein neuer Kollege eingestellt. Für das kommende Jahr erwartet das Team weitere Verstärkung. Derzeit sucht die Stadt Ansbach, die Dienstherrin der ILS, einen neuen Standort, der mehr Platz bietet. Das lärmende Konzert rund um Löblein bekommt mit dem mechanischen Surren der Kaffeemaschine aus der angrenzenden Küche eine Zugabe. Der Disponent ist jedoch ganz bei der Anruferin: „Atmet er wieder?“ Sie meldet, dass ihr Freund

einmal in der Minute Luft holt und seine Haut sich zu einem blassen Blau verfärbt hat. Der telefonische Ersthelfer hört die Angst in der Stimme der jungen Frau und den Mitzwanziger im Hintergrund nach Luft schnappen. Die rote Lampe leuchtet, es geht in diesem Notruf um Leben und Tod. Löblein bleibt ruhig und konzentriert. Das muss er auch, damit die junge Frau am anderen Ende der Leitung die Ruhe bewahrt und durch seine Hilfe ein Menschenleben retten kann. „Spüren Sie den Puls?“, fragt Löblein. Der Bedarf an Leitstellendisponenten ist in den vergangenen Jahren stark gewachsen. Der Fachverband Leitstellen schätzt, dass in den deutschlandweit rund 250 Einrichtungen etwa 5000 Fachkräfte arbeiten. In Bayern sind es 26 mit circa 650 Mitarbeitenden. Der Grund für den Bedarf: Seit Jahren wächst wie in ganz Deutschland auch im Freistaat die Zahl der Rettungseinsätze. Derzeit sind es jährlich fünf Prozent, wie eine 2020 veröffentlichte Analyse des Instituts für Notfallmedizin des Universitätsklinikums München zeigt. Die Frau fühlt ein schwaches Pochen am Handgelenk ihres Freundes. „Sie müssen

ihn jetzt beatmen. Ich sage Ihnen wie das funktioniert“, erklärt Löblein in einem beruhigenden Tonfall. Sie muss die Nase des Patienten zudrücken und in dessen Mund einatmen – so wie es Autofahrer aus dem Erste-Hilfe-Kurs für den Führerschein kennen. „Ich bleibe in der Leitung bis der Notarzt bei Ihnen ist“, versichert der Helfer der jungen Frau. Der Zuwachs an medizinischen Einsätzen macht sich auch in der ILS Ansbach bemerkbar. 2020 entfielen von rund 60.000 disponierten Einsätzen 80 Prozent auf Rettungsdienst und Krankentransport. Seit Inbetriebnahme der ILS im Jahr 2011 steigt die Zahl der Einsätze im Schnitt jährlich um rund drei Prozent an. Das Bevölkerungswachstum im Gebiet der Leitstelle liegt im gleichen Zeitraum bei 0,5 Prozent pro Jahr. Das zeigt: Die Menschen wählen unabhängig vom leichten Einwohnerzuwachs wesentlich öfter die 112. Die Gründe sind vielfältig. Leitstellenleiter Dominik Wenninger nennt mit dem demografischen Wandel, der steigenden Mobilität sowie der zunehmenden Hilfslosigkeit der Menschen drei Ursachen.

— — — — —
**Es hat mir
 schon immer
 Spaß gemacht,
 Menschen zu
 helfen**
 — — — — —

Inzwischen ist bei der jungen Frau und ihrem kollabierten Freund der Notarzt eingetroffen und übernimmt die Rettung. „Ich lege jetzt auf. Das haben Sie sehr gut gemacht“, lobt Löblein die junge Frau. Er verabschiedet sich und beendet den Anruf mit einem Fingerdruck auf den Touchscreen, der auf seinem Tisch montiert ist. Die rote Lampe geht aus. Löblein lehnt sich in seinen Bürostuhl zurück. „Der junge Mann hatte sich eine Überdosis Fentanyl gespritzt“, erklärt er.



Disponent aus Leidenschaft: Jürgen Baumgärtner

Eben war seine Stimme noch ruhig und unaufgeregt, jetzt ist eine gewisse Erleichterung hörbar – und das aus gutem Grund. „Fentanyl ist etwa 120-mal so stark wie Morphin“, erklärt Löblein und unterstreicht die Gefahr einer Überdosis mit weit aufgerissenen Augen. Drei Meter rechts von Löblein sitzt Jürgen Baumgärtner. Er ist Schichtdienstleiter und gerade dabei, für einen anderen Fall einen Krankentransport zu organisieren. „Wir haben hier alle ein Helfer-Syndrom“, sagt Baumgärtner und schaut auf seine Kollegen, die in den drei vollbesetzten Reihen vor ihm die Notrufe beantworten. Im Konferenzraum nebenan können bei sogenannten Großschadenslagen sieben weitere Disponentinnen Notrufe entgegennehmen. „In Nürnberg sitzen die Kollegen gefühlt in einer Turnhalle“, vergleicht Baumgärtner die Ausmaße der benachbarten Leitstelle. Bevor er Disponent wurde, war er sieben Jahre lang im Rettungsdienst tätig. „Es hat mir schon immer Spaß gemacht, Menschen zu helfen. Hier in der Leitstelle findet der wirkliche Erstkontakt mit den Patienten statt“, erklärt Baumgärtner. Ein Notruf ertönt auf seinem Mono-Headset. Der Schichtdienstleiter mit dichtem, schwarzen Haar und Bart tippt auf das Display, das vor ihm auf dem Tisch befestigt ist. Eine Mutter fleht in gebrochenem Deutsch um Hilfe. Ihre Stimme zittert vor Panik. Ihr Kind krampft und laufe blau an. Der Disponent schickt die Rettungskräfte los. „Atmet das Kind noch?“, fragt Baumgärtner. Die Frau re-

agiert nicht. „Bitte beantworten Sie die Frage: Atmet das Kind?“, wiederholt der Schichtdienstleiter. Er bekommt ein Ja zur Antwort. Baumgärtner vermutet einen Fieberkrampf. Die sehen bei Kindern bedrohlicher aus, als sie sind, weiß der ehemalige Rettungssanitäter aus Erfahrung. „Hilfe ist unterwegs. Sollte das Kind nicht mehr atmen, wählen Sie wieder die 112“, sagt Baumgärtner zum Abschied. Was passiert eigentlich, wenn die sprachliche Barriere zu hoch ist? Baumgärtner macht eine 180-Grad-Drehung mit seinem Bürostuhl und greift zielsicher nach einem weißen Ordner, der auf der hüfthohen Schrankreihe steht. Er schlägt eine Seite auf und präsentiert die Lösung: Wer nur türkisch spricht, wird mit einer Leitstelle in Berlin verbunden, Dänen mit Harrislee (Schleswig-Holstein) und Polnischsprachige werden zur Bundespolizei in Frankfurt (Oder) durchgestellt, wenn keine Verständigung auf Deutsch oder Englisch möglich ist. „Und wenn wieder ein Texaner mit fünf Kaugummis im Mund anruft, können wir auch die Werksfeuerwehr der US Army in Katterbach um Hilfe bitten. Die sprechen ein sehr gutes Englisch“, ergänzt Matthias Löblein die Aufzählung mit einem verschmitzten Grinsen. Baumgärtner sitzt vor seiner Monitorwand und tippt in das Einsatzprotokoll die Fakten des Notfalls ein. Jeder Bildschirm liefert wichtige Informationen, wie etwa den genauen Ort des Anrufers, die Notrufweiterleitung, die Verfügbarkeit und Aufenthaltsorte der Rettungs- und Krankentransportwagen sowie der Rettungshubschrauber in Echtzeit. Auf seinem höhenverstellbaren Schreibtisch sind zwei Touchpads und Telefone für den digitalen und analogen Funk eingebaut. An den Plätzen der Kollegen sieht es identisch aus. Baumgärtner wandert mit dem Mauszeiger auf den Bildschirm links außen. Er fährt über eine Power-Point-Präsentation mit mehr als 600 Folien. „Das ist unsere selbstentwickelte Notrufabfrage. Hier finden wir zum Beispiel Anweisungen, wie wir bei atomaren, biologischen oder chemischen Notfällen reagieren müssen“, erklärt er und spielt das Vorgehen bei einem atomaren Unfall durch: „Hier gibt es zwar keine Atomkraftwerke, aber dafür Röntgengeräte.“ Die Abfrage zeigt ►



Arbeitet konzentriert im Schein der Monitorwand: Matthias Löblein



Einer der Dienstältesten: Harald Letzner

einen Code an, der dem Leitstellensystem automatisch vorgibt, wie viele Rettungsfahrzeuge inklusive Personal für den jeweiligen Fall alarmiert werden müssen. Mit einem Mausklick errechnet das System in wenigen Sekunden, welches Fahrzeug am schnellsten am Einsatzort sein kann und informiert automatisch die Rettungskräfte.

Vor rund anderthalb Jahren hat die ILS den Leitfaden mit Unterstützung von Ärzten entwickelt, anstatt ein fertiges Programm zu kaufen. Mit der Eigeninitiative habe die Leitstelle etwa 10 000 Euro gespart. Deren Arbeit wird vom Zweckverband der beteiligten Kommunen und Krankenkassen (Rettungsdienst) finanziert. Das Programm werde stetig weiterentwickelt. „Qualitätsmanagement ist für uns wichtig. Wir waren 2001 die erste Leitstelle in Bayern, die das Zertifikat Qualitätssicherung erhalten hat“, berichtet Baumgärtner stolz.

Bundesweit sieht das nicht überall so vorbildlich aus. „Die Qualität der Leitstellen ist sehr unterschiedlich“, moniert Achim Hackstein, Vorsitzender des Fachverbands Leitstelle. Der Grund: Es mangelt an Nachwuchs, der eine erforderliche Ausbildung im feuerwehrtechnischen und rettungsdienstlichen Bereich hat. „Die Qualifikation der Bewerber wird zunehmend geringer. Vor fünf Jahren hatten wir noch mehr Anwärter mit Erfahrungen in beiden Bereichen. Heute müssen wir nachqualifizieren und das kostet uns Zeit und Geld“, schildert ILS-Leiter Wenninger die Lage. Die Ausbil-

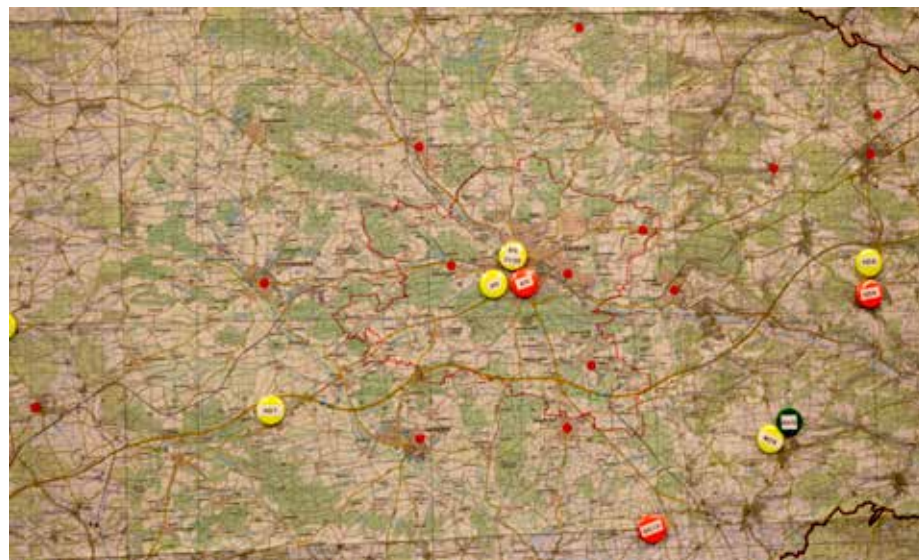
dung ist auch deutschlandweit der Knackpunkt. „Jedes Bundesland bildet so aus, wie es das für richtig hält. Dadurch ist die Qualität unterschiedlich“, kritisiert Hackstein. Es fehle eine bundeseinheitliche Ausbildung. Deutlich werde der Nachholbedarf bei der Abfrage- und Entscheidungs-Qualität, aber auch bei der Königsdisziplin – der telefonischen Reanimationsunterstützung. „Es gibt immer noch Leitstellen, die keine Reanimationsunterstützung machen. Das ist menschenverachtend“, kritisiert Hackstein.

Die Retter der ILS leiten nahezu wöchentlich Laien bei einer Reanimation an. Hätte der junge Mann mit der Fentanyl-Überdosis nicht mehr geatmet, hätte Matthias Löblein die junge Frau mit präzisen Anweisungen durch die Wiederbelebung gelenkt. Dafür gibt es seit 2013 einen speziellen Abfrage-Algorithmus. Mit der Taste F11 auf der Computertastatur wird er blitzschnell aufgerufen. Das Programm zeigt das detaillierte Vorgehen für eine Wiederbelebung bei Säuglingen, Kindern oder Erwachsenen an. Dazu kann über Lautsprecher unter den Bildschirmen der Takt für die Herz-Rhythmusmassage eingespielt werden. Das monotone Klacken hört der medizinische Laie vor Ort über sein Smartphone und kann damit den Takt bei der Reanimation halten.

Es ist Nachmittag. Da fällt zwei Reihen vor Jürgen Baumgärtner das Wort „Feuer“. Anwohner melden starken Qualm in einem Wohngebiet. Die Disponenten wissen nun, was auf sie zukommt.

Wenn Rauch aufsteigt, hagelt es Anrufe. Bei Baumgärtner klingelt es prompt. Er drückt den roten Knopf auf seinem Display. Der Anrufer berichtet von einem Großbrand. Auf seinem rechten Monitor mit der Standortlokalisierung sieht der Schichtdienstleiter, dass sich der Mann mehrere Straßen entfernt von dem Brand befindet. Er kann daher keine relevanten Details verraten. Der nächste Notruf erscheint auf seinem Display. Es ist ein Augenzeuge, der etwa 100 Meter vor dem qualmenden Haus steht. Er berichtet von einem Brand auf der Terrasse, der auf das Einfamilienhaus übergreift – Details, die für den Einsatz wichtig sind. „Wenn Sie Leute im Haus sehen, lotsen Sie sie raus“, weist der Schichtdienstleiter den Mann an und verabschiedet sich. „Es ist wichtig, dass wir bei solchen Einsätzen möglichst viele Informationen von den Anrufern einholen. Dann ergibt sich ein klareres Bild von der Situation vor Ort“, erklärt Baumgärtner. Der als Großbrand beschriebene Notfall entpuppt sich als kleineres Feuer, das ein Anwohner mit einem Gartenschlauch gelöscht hat. Die Disponenten schmunzeln.

Oft berichten die aufgewühlten Anrufer von belanglosen Informationen wie Operationen von vor zehn Jahren oder übertreiben das Ausmaß der Situation. Der Retter rät: „Lasst euch einfach von uns anleiten. Die Anrufer müssen lediglich sagen, wer, wo Hilfe braucht und was der Notfall ist. Danach fragen wir alle wichtigen Infos ab.“



Falls die Technik streikt, verraten meterhohe Landkarten mit bunten Magneten wo sich Notärzte, Rettungswagen und -hubschrauber befinden

Für die telefonischen Ersthelfer kann ein unklares Bild belastend sein. Das war während des Anschlags auf das Ansbach-Open-Festival 2016 und den Amoklauf am Gymnasium Carolinum 2009 der Fall. An beiden Tagen war Harald Letzner im Einsatz. Er arbeitet seit 1987 bei der ILS und erinnert sich noch gut an den Amoklauf: „Das Ausmaß war anfangs unklar, da erst nach und nach Informationen reinkamen und wir nicht sofort wussten, ob der Täter bewaffnet war.“ Damals war die ILS noch eine kleinere Rettungsdienststelle an der Maximilianstraße. „An dem Morgen waren einige Kollegen in einer Schulung. Wir waren nur zu dritt“, erinnert sich der Schichtdienstleiter mit den kurzgeschorenen weißen Haaren. Er verschränkt die Arme vor der Brust und fokussiert einen Punkt in der Ferne, als er den Ablauf des 17. Septembers 2009 schildert. An diesem Morgen musste alles reibungslos funktionieren. Die Kollegen wurden aus der Schulung in die Leitstelle gerufen, um für das erwartete Anruferaufkommen gewappnet zu sein. Möglichst viele Rettungsfahrzeuge mussten zur Verfügung stehen,

um mit der Versorgung der Verletzten fertig zu werden. „Wir waren völlig unter Strom, weil diese Ungewissheit im Raum stand“, sagt er und hält kurz

„ Da sind Emotionen im Spiel. Dann geht es um den seelischen Schutz der Kollegen“

inne. Gerade Disponenten mit Kindern gehen in solchen Fällen viele Gedanken durch den Kopf, weiß der Familienvater. Einen Kollegen, der während des Amok-

laufs ein Kind auf dem Gymnasium hatte, musste Letzner aus dem Dienst nehmen. „Da sind Emotionen im Spiel. Dann geht es um den seelischen Schutz der Kollegen“, betont Letzner. Wenn die Erlebnisse belastend sind, sei es wichtig, darüber zu reden. Seelsorger und Kollegen stehen den Disponenten in diesen Fällen mit einem offenen Ohr zur Seite. „Am Ende des Tages muss man mit sich im Reinen sein. Solange wir das Gefühl haben, dass wir mit dem Menschen am anderen Ende der Leitung alles getan haben, um ein Leben zu retten, können wir uns nichts vorwerfen“, sagt Baumgärtner zu dem Thema.

Zurück zum Tisch von Matthias Löblein. Er ruft das Protokoll des Fentanyl-Notrufs auf. Der telefonische Ersthelfer will wissen, was aus dem jungen Mann geworden ist. Das Opiat kann bei falscher Dosierung zu einem Herzstillstand führen. Vor fünf Jahren ist die Pop-Ikone Prince an genau dieser Droge gestorben.

Hätte die junge Frau ihren Freund mit der Überdosis ein paar Minuten später gefunden, wäre der Junge gestorben. Dank ihres Anrufs am Morgen und der Hilfe von Matthias Löblein hat er überlebt. ■

ANZEIGE

City-Watch
Ansbach
nur 99.- €

exklusiv bei **Juwelier Rossow**
91522 Ansbach Schaitbergerstraße 2
Telefon: 0981 12528 www.juwelier-rossow.de info@juwelier-rossow.de

SOMMER media

SOMMER media GmbH & Co. KG
Dieselstraße 4 · 91555 Feuchtwangen
Telefon 098 52/8 48
kontakt@SOMMERmediaKG.de
www.SOMMERmediaKG.de

**Wir setzen
Ihre
Drucksachen
in Szene:**

schwarz auf weiß,
farbig bis bunt,
kontrastreich und gut.



Wo geht's lang?

Das Bundesverkehrsministerium schiebt den Fahrradverkehr in deutschen Städten mit einer Milliardenförderung an. Ansbach bekam im ADFC-Klimatest nur die Note 4,3. KASPAR hat einen Radler begleitet

TEXT Sophia Schmoldt, Kristin Haager
FOTO Jana Bresch, Julia Hecht Klara Popp, Felicitas Klier, Richard Herder, Vanessa Rentz
LAYOUT Michael Hahn

Direkt nach der Schloßkreuzung endet der Radweg in Richtung Nürnberg

Von Hennenbach zur Maschinenbauschule und wieder zurück: Seit etwa acht Jahren fährt Yanick Bloedorn fast täglich die zwei Kilometer lange Strecke mit seinem Fahrrad. Gerade macht er seinen Abschluss zum Medizintechniker. Vorher fuhr er noch ein Stück weiter, an der Schule vorbei in Richtung Industriegebiet, wo er seine erste Ausbildung zum Werkzeugmechaniker bei der Firma Oechsler absolvierte. Auch an diesem Freitagmittag macht er sich wieder auf den Heimweg von der Schule und schwingt sich auf sein blau schimmerndes Rennrad. Ein Auto besitzt Bloedorn zwar auch, aber das benutzt er nur selten, um Getränkekästen zu transportieren. Zunächst fährt er mit vorgebeugtem Oberkörper über den rotgepflasterten Radweg entlang der Eyber Straße in Richtung Stadtmitte. „Von hier bis zur Residenzkreuzung ist der Weg gut und ich habe keine Probleme“, bemerkt der Student, während er in die Pedale tritt. Doch das ist eine Ausnahme. An der Kreuzung, wo sich die B13 und die B14 in verschiedene Richtungen aufteilen, bleibt Yanick Bloedorn stehen: „Hier ist das größte Problem die unterschiedliche Ampelschaltung.“ Obwohl der 24-Jährige den Weg mit seinen Hindernissen gut kennt, wurde er vor zwei Jahren an eben dieser Kreuzung von einem Auto erfasst.

Damals kam Bloedorn von der anderen Seite und wollte in Richtung Eyb die Bundesstraße überqueren.

„
Ich bin
losgefahren und
wurde von
einem BMW
erfasst
“

Hier gibt es drei Ampeln, die jeweils zu Verkehrsinseln zwischen den sieben Fahrspuren führen. „Die hintere Ampel wird vor der vorderen grün“, erklärt der Ansbacher. „Mich hat damals die Sonne geblendet, ich habe nur die letzte Ampel gesehen, bin losgefahren und wurde von links von einem BMW erfasst.“ Das Auto bremste ab und Bloedorn landete auf dessen Motorhaube. „Da ich sowie so oft vom Fahrrad falle, konnte ich mich gut abrollen. Deswegen war es nicht so schlimm“, grinst der Student, der auch privat gerne mit seinem Mountainbike in

der Natur unterwegs ist. Ein halbes Jahr später hatte ein Kommilitone von ihm weniger Glück. Dieser stand an der gleichen Kreuzung und wollte in Richtung Orangerie die Straße mit seinem Fahrrad überqueren. Auch er hatte nur auf die hintere grüne Ampel geachtet und war bei Rot losgefahren. „Ich hatte an der FLZ schon den Stau bemerkt“, erinnert sich Bloedorn, „an der Kreuzung habe ich dann nur seinen Rucksack stehen sehen.“ Mit einer Schulterzerrung und einem Schleudertrauma wurde sein Schulkollege später aus dem Krankenhaus entlassen. Auch die Ergebnisse des aktuellen Fahrradklimatests des Allgemeinen Deutschen Fahrrad-Clubs (ADFC) weisen die Ampelschaltungen als eine der größten Schwächen des Ansbacher Radverkehrs aus.

Bei der Umfrage werden bundesweit Radfahrerinnen zur Verkehrssituation in deutschen Städten befragt. Ansbachs Gesamtnote lässt zu wünschen übrig. „Mit einer 4,3 wäre man in der Schule fast durchgefallen“, kommentiert Jörg Schellenberger die Wertung. Er ist Mitglied des ADFC Ansbach sowie beratend im Verkehrsausschuss der Stadt tätig. Außerdem ist er Mitbegründer des Vereins Carina, bei dem er sich nach erfolgreicher Etablierung des Carsharings in Ansbach nun dem Radverkehr widmet. Ihm sind vor allem die sogenannten Bettelampeln



Mit seinem Rennrad ist Yanick Bloedorn fast täglich in Ansbach unterwegs

an den Hauptverkehrsachsen ein Dorn im Auge. Hier werden Fuß- und Radverkehr aufgehalten, da die Ampeln nicht von selbst auf Grün umschalten.

Ein weiterer großer Kritikpunkt des ADFC-Klimatests ist die fehlende Fahrradförderung. Schellenberger kann das gut verstehen: „In den letzten Jahren ist einfach nichts passiert.“ Dabei schütete das Bundesverkehrsministerium aktuell so viel Geld aus wie noch nie zuvor. Laut dem neuen nationalen Radverkehrsplan 2030 stehen den deutschen Kommunen bis zum Jahr 2023 insgesamt 1,4 Milliarden Euro zur Verfügung. Damit ließe sich in Ansbach einiges verbessern, meint Bernhard Schmid von den Grünen: „Die Bundesmittel sind schön, aber die Stadt muss diese auch abfragen. Sie muss planen, Anträge stellen und dann auch eigene Mittel aufbringen.“ Hier passiere laut Schellenberger und Schmid zu wenig. Sowohl Vereine, als auch die Grünen hätten bereits mehrfach Anträge bei der Stadtverwaltung gestellt sowie Begehungen der Problemstellen des Radverkehrs gemacht. Bisher mit wenig Erfolg. Bis auf ein paar Ausnahmen, wie die Erweiterung der Abstellplätze für Fahrräder, hätte die

Stadt kaum Vorschläge angenommen. „Wir haben in Ansbach kein richtiges Radverkehrsnetz, wir haben einen Flickenteppich“, meint Jörg Schellenberger.

„
Mit einer 4,3
wäre man in
der Schule fast
durchgefallen
“

Auch Yanick Bloedorn kann sich nicht an Verbesserungen auf seiner Route innerhalb der vergangenen Jahre erinnern: „Es gab zwar immer wieder Baustellen, aber für Fahrradfahrer hat sich dabei nichts geändert.“ Nach Überqueren der Kreuzung führt ihn sein Heimweg weiter über die Eyber und die Nürnberger Straße, vorbei am Onoldiaparkplatz. Hier sieht er die nächste Gefahrenstelle ►



Die unterschiedliche Ampelschaltung an der Residenzkreuzung war für mehrere Unfälle verantwortlich

Warum das Umsatteln so wichtig ist

Der Straßenverkehr ist für knapp 20 Prozent der bundesweiten Treibhausgas-Emissionen verantwortlich.

Der Verkehrsträgervergleich des Umweltbundesamts hat errechnet, dass durch Rad- und Fußverkehr rund 140 Gramm Treibhausgas-Emissionen pro Kilometer gegenüber dem Pkw eingespart werden können. Yanick Bloedorn, der auf seinem Weg zur Maschinenbauschule und zurück knapp fünf Kilometer mit dem Auto zurücklegen müsste, spart mit dem Fahrrad somit jährlich etwa 300 Kilo CO₂-Emissionen ein.



bei der Ausfahrt des Parkplatzes: „Wenn man von rechts kommt, schaut niemand. Da gibt es kaum Ausweichmöglichkeiten mit dem Fahrrad.“ Der Student fährt weiter und biegt nach rechts in die Schloßstraße ein. Gegenüber dem neuen Hotel trifft er ebenfalls oft auf rücksichtslose Verkehrsteilnehmer. „Ich wurde teilweise von Autos abgedrängt. Einmal hat mich ein Fahrer überhaupt nicht auf die Straße gelassen und ist mit seinem Auto gegen mich gefahren“, erinnert sich der Ansbacher.

Wir haben einen Flickenteppich

Dies sei besonders oft bei Baustellen auf Gehweg und Straße ein großes Problem gewesen. Jörg Schellenberger kennt derartige Situationen. „Ich werde öfter angehupt“, sagt der passionierte Radler, „ich kann den Autofahrern oftmals keinen Vorwurf machen, da sie nicht wissen, dass wir auf der Straße fahren dürfen.“

Eine simple und günstige Lösung wären Piktogramme. Also Fahrradsymbole auf der Straße, die andere Verkehrsteilnehmer für den Radverkehr sensibilisieren. Obwohl der Stadtrat die Umsetzung sogar beschlossen habe, lehnte die Stadtverwaltung den Vorschlag ab. Der Grund: Piktogrammketten seien in der Straßenverkehrsordnung nicht vorgeschrieben und deshalb rechtlich nicht vertretbar. Die Stadt Mainz gewann hingegen der Idee der Piktogrammketten den Deutschen Fahrradpreis 2017 und setzte diese gleichzeitig erfolgreich um. Schellenberger wünscht sich diese Initiative auch von Ansbach.

Yanick Bloedorn blickt über seine Schulter nach hinten, streckt den linken Arm aus und biegt von der Schloßstraße in die Brauhhausstraße ein. Kurz darauf streckt er den anderen Arm aus und biegt nach rechts ab in die Jüdtstraße. Ein Verkehrsschild signalisiert die Geschwindigkeitsbegrenzung auf 30 Kilometer pro Stunde. Der Weg führt eine leichte Steigung hinauf, vorbei am Seniorenheim auf der einen und farbenfrohen Jugendstilfassaden auf der anderen Seite. Die Jüdtstraße führt kurz darauf leicht bergab, hier lockert sich sein Griff um den Lenker zum ersten Mal. Zuletzt biegt der Ansbacher nach

rechts in die Hennenbacher Straße ab. Rot-weiß gestreifte Absperrungen entlang des Gehwegs signalisieren eine Baustelle. „Oft liegen hier Reste von Schutt und Teer“, sagt Bloedorn. Das könne für Radfahrende schnell gefährlich werden. Da der Student auch in seiner Freizeit verschiedenen Radsportarten nachgeht, besitzt er vier unterschiedliche Modelle. Gemeinsam mit seinem Dirt-Jump-Rad und dem Fahrradverein Team Drahtesel, bei dem Bloedorn Vorstandsmitglied ist, geht es regelmäßig auf ein Gelände oberhalb der Bauschuttdeponie am Bocksberg. Bei der speziellen Sportart geht es um hohe Sprünge und Tricks in der Luft mit dem Fahrrad. Die dafür benötigten Rampen bauen die Mitglieder des Vereins in ihrer Freizeit selbst.

Yanick Bloedorn ist inzwischen zu Hause angekommen. Er öffnet das Gartentor und trägt sein Rennrad ein paar Stein- stufen hinauf zum Grundstück eines Mehrfamilienhauses. Zwei junge Katzen springen um die Ecke und streifen zur Begrüßung um seine Beine. Bevor er mit seinem Rad hinterm Haus verschwindet äußert er seinen Wunsch an die Stadt: „Es wäre gut, wenn beim häufigen Umbauen der Ansbacher Straßen auch an die Fahrradfahrer gedacht wird.“ ■

Radler machen mobil

„Türchen geöffnet. Radfahrer erwischt.“ Diese Worte prangern auf einem Plakat, das auf die gefährliche Situation entlang der Bahnhofsstraße aufmerksam machen soll. Dort gibt es zwar einen Schutzstreifen mit gestrichelten Linien und Fahrradsymbolen, der führt aber in Richtung Bahnhof zu eng an einer Reihe parkender Autos vorbei. Laut Stadtverwaltung soll dieser nun zugunsten eines großzügigeren Schutzstreifens weichen. Vereine wie Carina und der Verkehrsclub Deutschland haben sich gemeinsam mit den Grünen und der ÖDP zu einem „bunten Bündnis“ zusammengeschlossen, um mit verschiedenen Aktionen gegen das veraltete Ansbacher Radverkehrskonzept von 2009 zu protestieren. „Viele kleine Sachen wurden seitdem gemacht. Aber wir kommen mit kleinen Schritten nicht mehr weiter, wir brauchen große Schritte, um voranzukommen“, erklärt Jörg Schellenberger. Um aus Ansbachs Flickenteppich zusammenhängende Routen zu machen, brauche es Hilfe von außen. Bernhard Schmid und Jörg Schellenberger wünschen sich, dass die Stadt Teil der bayerischen Arbeitsgemeinschaft fahrradfreundlicher Kommunen (AGFK) wird. Zu diesem 2012 gegründeten Netzwerk zählen mittlerweile 83 Landkreise, Städte und Gemeinden. Ihr Ziel ist es, den

Radverkehr innerhalb der Kommunen zu fördern, Radwege auszubauen so wie die Sicherheit zu erhöhen. Städte wie Nürnberg, Neuendettelsau und Gunzenhausen dürfen sich bereits „Fahrradfreundliche Kommune“ nennen. Den Titel bekommt ein Ort, wenn dieser nach zwei Bereisungen durch eine unabhängige Kommission Aufnahmekriterien wie die Wahl eines Radverkehrsbeauftragten, die Aufnahme des Radverkehrs in den Winterdienstplan und die zugehörige Öffentlichkeitsarbeit erfüllt. Die Umsetzung konkreter Handlungsempfehlungen ist Voraussetzung für die Auszeichnung, die sieben Jahre Bestand hat.

Bernhard Schmid erhofft sich große Vorteile von einer Mitgliedschaft bei der AGFK. Die Bereisungen vor Ort würden den Druck auf die Stadt Ansbach erhöhen, den Radverkehr stärker zu fördern. Die Stadtverwaltung lehnte die Anfragen bisher allerdings aus Kostengründen ab. Jährlich müsste eine Stadt in der Größe von Ansbach 2500 Euro zahlen, für Landkreise beläuft sich der Betrag auf 3000 Euro pro Jahr. Jörg Schellenberger sieht hier ein wirtschaftliches Prinzip: „Wenn man nicht bereit ist zu investieren, dann passiert auch nichts.“ Im Gegensatz zur Stadt stellte der Ansbacher Landkreis im vergangenen Jahr einen Antrag

bei der AGFK. Nach der ersten theoretischen Prüfung der Aufnahmekriterien Ende Juni wird es bald einen weiteren Termin vor Ort geben. „Beim Landkreis gibt es andere Kriterien“, erklärt AGFK-Geschäftsführerin Sarah Guttenberger. Es gehe nur um die Wege außerhalb des Stadtgebietes. Ein Zusammenspiel aus Stadt und Landkreis wäre jedoch empfehlenswert. Die Netzplanung sollte sowohl innerorts ausgearbeitet als auch mit den umliegenden Kommunen verknüpft werden: „Die Planung sollte nicht an der Gemeindegrenze aufhören.“

Jörg Schellenberger wünscht sich von Politik und Verwaltung den Aufbau eines strategischen Radverkehrsnetzes, damit mehr Menschen das Auto stehen lassen und sich stattdessen in den Sattel schwingen. Laut Stadtverwaltung setzen Projekte im Ausbau der Infrastruktur langwierige Planungs- und Umsetzungsprozesse voraus. Derzeit sei etwa der Ausbau der Geh- und Radwege zwischen Wallersdorf und den Gemeinden Höfstetten und Brodswinden geplant. Auch das Schließen weiterer Lücken im Radwegnetz solle in den nächsten Jahren erfolgen. Konkrete Angaben zu Streckenabschnitten und dem Umsetzungszeitraum machte die Stadt jedoch nicht. Auch zum gewünschten Aufnahmeantrag bei der AGFK gab die Stadt keine nähere Auskunft. Schellenberger sieht in der schnellen Planung und Umsetzung die Lösung: „Wenn die Bürgerinnen und Bürger spüren würden, dass etwas vorangeht, dann würde auch der nächste ADFC-Klimatest definitiv anders ausfallen.“ ■



Monatliche Protestaktionen machen auf die schlechte Radverkehrssituation aufmerksam

ANZEIGE



Naturheilpraxis
Andrea Dodenhöft-Neukam
Osteopathin M.Sc. (BAO)

Bahnhofstraße 27
91564 Neuendettelsau
Telefon 0 98 74/49 70
info@osteopathie-neuendettelsau.de

www.osteopathie-neuendettelsau.de

Von Problemen und Gefahrenstellen

Zu schmale Absenkungen an Bordsteinen, gefährliche Engstellen und Wege, die ins Nichts führen. Radler haben es schwer in Ansbach. Das Onlineportal RADar! zeigt den Flickenteppich mit vielen Gefahrenstellen. Auf der Plattform melden registrierte Nutzer die entsprechenden Adressen und erklären das Problem. Über eine zugehörige App können Rad-

fahrende auch von unterwegs eine Meldung abgeben. „Diese landet dann direkt bei der Stadtverwaltung, die bislang kaum Abhilfe geschaffen hat“, so ADFC-Mitglied Schellenberger. In Ansbach selbst sind aktuell 82 Problemzonen vermerkt, im Umland 36 weitere. Welche Maßnahmen die Kommune fahrradfreundlicher machen würde.



Bettelampeln abschalten

„Niemand würde akzeptieren, dass Autofahrer erst auf einen Knopf drücken müssen, um fahren zu dürfen“, sagt Jörg Schellenberger. Fahrradfahrerinnen hingegen müssten das Problem mit den Bettelampeln hinnehmen. In Ansbach gibt es davon jede Menge – so auch an der Kreuzung Residenz- und Brauhausstraße am Brückencenter. Rad- und Fußverkehr werden hier zugunsten der Autofahrerinnen aufgehoben. Für den ADFC-Experten sind die Drückampeln Mobilität des letzten Jahrhunderts. „In der Stadtplanung der letzten Jahrzehnte hatte ganz klar das Auto Priorität. In Zukunft muss es um Gleichberechtigung gehen.“

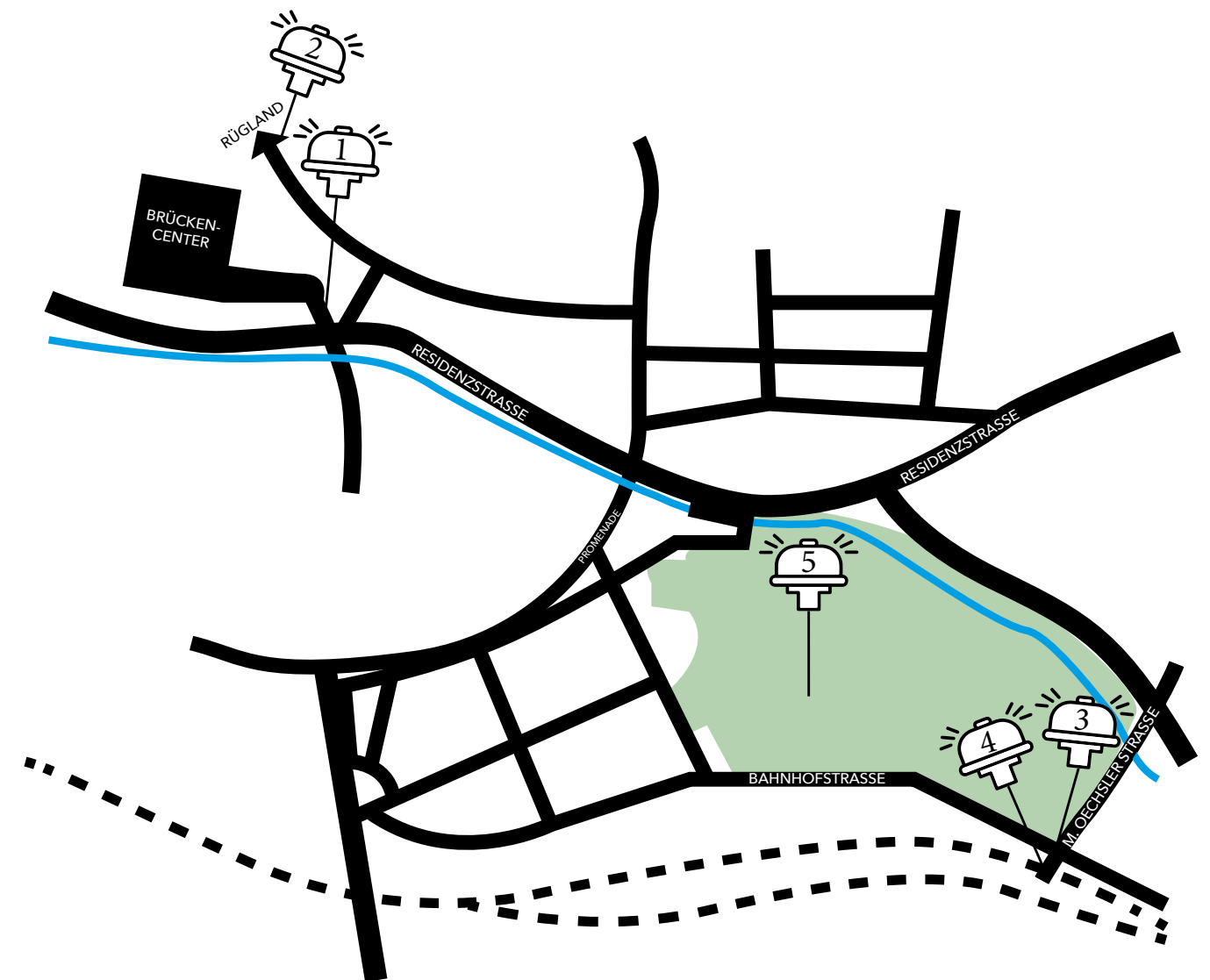
Kommunen verbinden

Bemängelt werden auf RADar! nicht nur die Radwege in der Stadt selbst, auch außerhalb gibt es großen Verbesserungsbedarf. Bernhard Schmid fährt immer wieder mit dem Rad nach Lichtenau. Das sei aus seiner Sicht einer der wenigen Wege, bei dem diese Distanz akzeptabel mit dem Fahrrad zurückgelegt werden könne: „In allen anderen Richtungen hat man immer ein paar Steine im Weg.“ Als Beispiel nennt er die Verbindung nach Rügland. „Hier gibt es überhaupt keinen Radweg, obwohl eine große Steigung da ist“, erklärt er. Zwar werde derzeit auf der anderen Seite ein Radweg gebaut, diese einseitige Maßnahme reiche aber nicht aus.



Sicherheit im Tunnel schaffen

Die Bahnunterführung entlang der B13, direkt an der Kreuzung Matthias-Oechsler- und Bahnhofsstraße, gehört zu den meist monierten Stellen. Die Hauptverkehrsachse verbindet Nord- und Südstadt miteinander. Radler bemängeln die gefährliche Engstelle und den fehlenden Radweg. Sie müssen kurz nach der Kreuzung auf die Straße ausweichen, um den Tunnel zu passieren. Von teuren Fahrradstraßen über die Bahnstrecke und einem extra Tunnel für Fahrradfahrende bis hin zu günstigen Alternativen wie Beschilderungen, die auf den Radverkehr aufmerksam machen, sieht Jörg Schellenberger unterschiedliche Lösungen.



Beidseitige Radwege anlegen

Direkt nach der Unterführung wartet schon die nächste Herausforderung: Hier beginnt kein Radweg, der den Berg hinaufführt. „Da man langsam bergauf fährt, behindert man den Autoverkehr“, erklärt Schellenberger die Gefahrensituation. Auf der anderen Seite gibt es dagegen einen für den Radverkehr freigegebenen Fußweg, obwohl die Radfahrer bergab „mit dem Verkehr mitschwimmen

könnten. Das ist einfach nicht zu Ende gedacht.“ Bernhard Schmid, Ortsverbandsprecher der Grünen, erkennt hier ein Muster: „Um Ansbach herum sind die Radwege immer auf der falschen Seite.“ Er nennt die Strecken in Richtung Feuchtwangen und Krankenhaus, die beide starke Steigungen haben sowie den freigegebenen Fußweg in Richtung Schalkhausen.



Den Hofgarten öffnen

Der gesamte Hofgarten ist für den Radverkehr gesperrt. Wer also von der Kreuzung Residenzstraße und Eyber Straße in Richtung Bahnhof fahren will, muss einen Umweg über die Matthias-Oechsler-Straße nehmen. Eine Fahrbahn durch den Park würde Radfahrenden Erleichterung verschaffen. Laut Schellenberger bietet es sich zudem an,

eine Hauptroute von Nord nach Süd anzulegen. Diese würde die Orangerie mit dem Bahnhof verbinden. Dabei gilt es, auf den Schutz der Fußgänger zu achten. Für den Hofgarten sieht sich die Stadt allerdings nicht zuständig, da diese bei der Bayerischen Gärten- und Schlösserverwaltung liegt.

Stilles Interview

Johannes Hähnlein

Seit Februar leitet Johannes Hähnlein die Gründungsberatung der Hochschule Ansbach. Ende März überzeugte er bereits den Stifterverband, der die neue Einrichtung in sein „Entrepreneurial Skills-Programm“ zur Förderung aufnahm. Der 31-Jährige und sein fünfköpfiges Team beraten Studierende und Absolventen bei der Entwicklung einer Firmenidee und Gründung eines Unternehmens. Ein

zentraler Teil der Gründungsberatung ist das Modul „How to Startup“, das Hähnlein als Lehrbeauftragter leitet. Studierende aller Fakultäten entwickeln in dem Kurs Geschäftskonzepte aus ihren Ideen. Besonders spannend findet Hähnlein die Dynamik, die entsteht, wenn Leute aus verschiedenen Studiengängen aufeinandertreffen. Praxiserfahrung sammelte er in unterschiedlichen Unternehmen wie

Adidas, der Deutschen Fußball Liga GmbH (DFL) und dem privaten Fernsehsender Sport1. Eine seiner Hauptaufgaben war es, Partnerschaften mit anderen Unternehmen aufzubauen und zu betreuen.

Für die Gründungsberatung hat der Projektmanager eine klare Vision: junge Leute ausbilden, fördern und die neu gegründeten Firmen in Ansbach halten.

Idee, Planung oder Finanzierung – was ist entscheidend?



TEXT Antonia Müller
FOTO Nina Böckler, Luisa Schumm
LAYOUT Kristina Wind

Welche Bedeutung haben klimafreundliche Konzepte für Startups?



Was möchten Sie jungen Gründern mitgeben?



Was halten Sie als Businessman von Karl Marx und seiner Kapitalismus-Kritik?



Was dürfen Gründerinnen auf keinen Fall?



Über was müssen junge Unternehmerinnen verfügen?



Stilles Interview

Ina Gundel

„Nur Gemeinsam sind wir stark“, lautet das Motto von Ina Gundel, Krankenschwester der Rangauklinik. Seit 1991 arbeitet sie in dem Fachkrankenhaus für Lungenerkrankungen und hilft Patientinnen dabei, zurück in ein gesundes Leben zu finden. Ein anderer Beruf kam für die Ansbacherin nie infrage. Die Pandemie hat ihren Arbeitsplatz jedoch in eine töd-

liche Gefahrenzone verwandelt. Seit Beginn der Corona-Krise ist sie vor allem für Covid-19-Erkrankte zuständig. Die Angst, ihre Familie mit dem Virus zu infizieren, ist zu ihrem ständigen Begleiter geworden. Trotz des Drucks und der Ungewissheit bleibt sie zuversichtlich. Das Wertvollste in dieser schweren Zeit sind für sie ihre Kolleginnen.

Auf deren Unterstützung kann sie zählen, der Zusammenhalt macht die Situation erträglich. Wenn die 51-jährige Krankenschwester nicht gerade in der Rangauklinik ist, geht sie am liebsten Fahrrad fahren oder schlendert durch die Ansbacher Altstadt. Ihr größter Wunsch für den Sommer: wieder verreisen zu können, am liebsten ins Warme.

Welche Eigenschaft muss eine Pflegekraft besitzen?



TEXT Lena Krey
FOTO Elisa Taupert, Klara Nerz
LAYOUT Kristina Wind

Wie verarbeiten Sie Ihre Erlebnisse im Beruf?



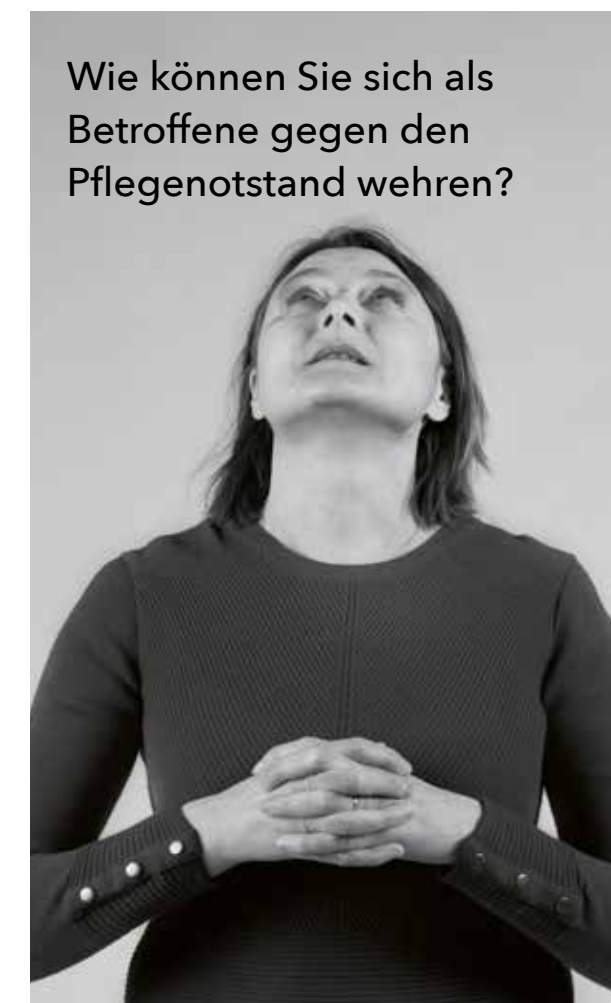
Was ist Ihr wichtigster Arbeitsgegenstand?



Wie muntern Sie Patienten auf der Station auf?



Wie können Sie sich als Betroffene gegen den Pflegenotstand wehren?



Was haben Sie im vergangenen Jahr über sich gelernt?



Die neue Chefredakteurin der Fränkischen Landeszeitung Gudrun Bayer über das Ansehen ihres Berufes, den Wandel der FLZ und warum gute journalistische Berichterstattung unverzichtbar ist

Frau Bayer, warum sind Sie Journalistin geworden?

Bayer: Ich bin in den Beruf hineingestolpert. Erst später ist mir bewusst geworden, was Journalismus bedeutet: Ich kann Menschen eine Stimme geben, die sonst nicht gehört werden. Ich kann Themen in die Diskussion bringen, die sonst nicht diskutiert werden.

Haben sich Ihre Beweggründe inzwischen verändert?

Natürlich ist über die Jahre viel hinzugekommen. Nach wie vor liegt mir der Diskurs, der für eine demokratische Gesellschaft wichtig ist, am Herzen. Und ich mag Menschen. Ich mag es, über sie zu schreiben, mich über sie zu informieren und mich mit ihnen zu unterhalten.

Die vergangenen Jahre waren turbulent für den Journalismus. Menschen schimpfen über die „Lügenpresse“. Journalisten wird Manipulation vorgeworfen. Sie seien abhängig von Politik und Wirtschaft. Wie nehmen Sie Ihr Arbeitsumfeld wahr?

Wir haben in Franken noch Glück. Das Klima ist nicht so vergiftet wie in den Großstädten, wo die PEGIDA-Demonstrationen angefangen haben. Aber mein Beruf hat auch hier an Ansehen im Alltag verloren. Die Leute sind viel skeptischer geworden.

Woran merken Sie das?

Zum Beispiel bei Straßenumfragen. Viele Menschen wollen sich nicht mehr für die Zeitung fotografieren lassen. Und auch bei Leserzuschriften hat sich das Klima verändert.

Was müssen Sie sich alles anhören?

Leser werfen uns häufig vor, wir würden nicht objektiv berichten. Wenn ich nachfrage, stellt sich heraus: Weil es nicht ihre Meinung ist. Das heißt, sie verwechseln

Objektivität mit dem Anspruch, ihnen nach dem Mund zu reden. Das ist ein großer Irrtum. Unsere Aufgabe ist es nicht, Einzelnen nach dem Mund zu reden. Daneben hat sich auch die Wortwahl bei Beschwerden verändert. Vereinzelt kommt es zu Beschimpfungen. Manche kündigen an, die Zeitung abzubestellen. Andere drohen damit, sich bei den Verlegern zu beschweren.

— „

Wenn die Leute nicht bereit sind, für Journalismus zu bezahlen, dann gibt es irgendwann keine Berufsjournalisten mehr

“ —

Nach einer aktuellen Studie der Universität Hohenheim haben 25 Prozent der Befragten nur sehr geringes Vertrauen in die etablierten Medien. Fakten würden falsch dargestellt werden und es fehle die Ausgewogenheit in der Berichterstattung.

Wir müssen bei der Berichterstattung auswählen, welche Informationen für das Thema relevant sind. Wenn wir zum Beispiel über den Haushaltsentwurf einer Stadt berichten, dann können wir den Haushalt nicht eins zu eins abbilden. Wir können nicht jedes Zitat, das in der Stadtratssitzung gefallen ist, abdrucken. Die Folge ist, dass uns vorgeworfen wird, nicht objektiv zu sein.

Stichwort Integrität: 57 Prozent der Befragten denken, Journalisten stecken mit der Politik und der Wirtschaft unter einer Decke. Wie sieht die Wirklichkeit aus?

Um an Informationen zu kommen, haben wir selbstverständlich viel mit Politik und Wirtschaft zu tun. Wenn wir nicht vertrauensvoll mit deren Vertretern reden, bleiben die Informationen an der Oberfläche. Gleichzeitig ist es wichtig, Distanz zu halten und zu hinterfragen, was uns gesagt wird. Das tun wir, soweit möglich.

Was heißt das?

Wenn immer weniger Menschen die Tageszeitung abonnieren, dann gibt es weniger Arbeitsplätze für Journalisten. Folglich haben Journalisten weniger Zeit für tiefgründige Recherchen. Wenn die Leute nicht bereit sind, für Journalismus zu bezahlen, dann gibt es irgendwann keine Berufsjournalisten mehr.

Warum braucht eine funktionierende Demokratie die Berichterstattung von Berufsjournalisten?

Weil die Demokratie vom Diskurs lebt. Die Menschen müssen miteinander diskutieren, damit sie sich eine Meinung bilden können. Die Basis für einen guten Diskurs ist Information. Und zwar seriöse Information, die wir Journalisten liefern. Denn Journalisten lernen zu recherchieren. Das ist unser Handwerk.

Ein Großteil der Befragten wünscht sich mehr Transparenz in der Berichterstattung. Rückt der einzelne Journalist zu sehr in den Vordergrund?

Die Gefahr besteht. Unsere Aufgabe ist es, die Leser mit Informationen zu versorgen und keinen Artikel darüber zu schreiben, dass wir unsere Arbeit gemacht haben. Das wird sonst schnell zur Nabelschau.

Wie kommt die FLZ der Forderung nach mehr Transparenz nach?

Transparenz bedeutet für uns vor allem, die Quellen für unsere Informationen zu nennen. Durch die Digitalisierung kann sich die Bevölkerung unmittelbar über die sozialen Medien am öffentlichen Diskurs beteiligen. ▶

FLZ-Chefredakteurin
Gudrun Bayer

INTERVIEW Pauline Held
FOTO Vanessa Rentz
LAYOUT Michael Hahn



„Wir müssen bei der seriösen Information bleiben und in alle Richtungen recherchieren“

Was macht die FLZ, um die journalistische Vermittlerrolle zu behalten und konkurrenzfähig gegenüber anderen Informationsanbietern im Internet zu bleiben?

Zum einen lassen wir uns von unserem Weg der Seriosität, des Hinterfragens und des Recherchierens nicht abbringen. Zum anderen müssen wir genauer hinschauen, wie die Menschen Medien konsumieren. Es ist unsere tägliche Überlegung, wie unsere Informationen an die Leute kommen. Außerdem müssen wir hinhören, was die Menschen von uns erwarten. Wir müssen mehr mit den Leuten diskutieren und die Themen aufgreifen, die sie bewegen.

Wie setzen Sie diese Überlegungen um?

Wir bieten eine App mit unserem E-Paper an. Daneben verbreiten wir Informationen kurz und prägnant auf unserem Facebook- und Instagram-Auftritt. Auf unserer Homepage sind momentan größtenteils überregionale Nachrichten zu lesen. Das wird sich ändern.

Wann geht die FLZ endlich mit lokalen Nachrichten online?

Wann genau, kann ich noch nicht sagen. Unsere Maxime lautet: Wir können keinen Journalismus herschenken. Unsere Arbeit ist etwas wert und kann nicht im Internet frei verfügbar sein. Man darf auch nicht vergessen, dass wir in einer Region leben, die sehr dünn besiedelt ist und viele Funklöcher hat. Was nützt es, wenn ich ein tolles Online-Produkt auf die Beine stelle, das ein großer Teil der Leser nicht abrufen kann? Die FLZ erreicht die meisten Menschen immer noch mit der gedruckten Tageszeitung.

Mit welchen Maßnahmen wollen Sie Ihre Redaktion fit für die Zukunft machen?

Indem wir weiterhin über relevante Themen schreiben. Künftig wird es mehrere verschiedene Kanäle und Produkte geben. Wir wandeln uns bedacht und überlegen: Was ist sinnvoll?

Seit über einem Jahr ist Corona das alles überstrahlende Thema. Hat sich die Berichterstattung durch die Pandemie verändert?

„ Unsere Arbeit ist etwas wert und kann nicht im Internet frei verfügbar sein “

Sie prägt sie extrem und auch die Art, wie wir an Informationen kommen. Wenn ich beispielsweise ein Portrait schreibe, fehlen aufgrund der räumlichen Distanz die Sinneseindrücke.

Wurde die Zeitung für die Leserschaft dadurch langweilig?

Einerseits wurde sie uninteressanter, andererseits viel spannender. Denn wir hatten mehr Platz für Hintergrundberichterstattung, Portraits oder Landschaftsgeschichten. Das liegt aber auch daran, dass außer Corona lange Zeit nichts passiert ist. Das Thema überlagerte einfach alles.

Ist die Ausgewogenheit in der Berichterstattung unter diesen Umständen überhaupt noch möglich?

Politisch berichten wir genauso ausgewogen wie vor Beginn der Pandemie. Unsere Themen sind vielfältiger, aber gleichzeitig auch beliebiger. Und durch Zufall gesteuert.

Aktuelle Umfragen zeigen: Während der Corona-Pandemie ist das Vertrauen der Bevölkerung in die etablierten Medien gestiegen. Können Sie das bestätigen?

Ja. Die Leute haben gemerkt, dass die etablierten Medien in der Krise verlässlich sind und sich darauf besonnen, woher sie vertrauenswürdige Informationen erhalten.

Denken Sie, der positive Vertrauens-trend wird auch nach Ende der Pandemie anhalten?

Ich glaube schon, denn die etablierten Medien existieren jetzt wieder im Kopf der Menschen. Natürlich gibt es einen

kleinen Teil in der Bevölkerung, für den das nicht gilt. Das sind die Lauten, die uns vorwerfen: Ihr seid nicht kritisch und objektiv!

Warum ist gute journalistische Berichterstattung wichtig, um Deutschland aus der Krise zu steuern?

Zum einen beantworten wir die Fragen, die den Menschen unter den Nägeln brennen: Was ist gerade erlaubt? Wie hoch liegt die Inzidenz im Landkreis? Zum anderen zeigen wir, dass der Rechtsstaat funktioniert und die Einhaltung der Maßnahmen kontrolliert wird. Wir ermöglichen aber auch, dass sich Gegner und Befürworter der Maßnahmen austauschen. Das ist wichtig für den Diskurs. Dabei stellen wir auch das Ringen der Politik und Wissenschaft um den richtigen Weg dar. Wir schaffen ein Zusammengehörigkeitsgefühl und zeigen den Menschen, dass sie in der Krise nicht allein sind und gehört werden.

Welche Fragen beschäftigen die FLZ in der Zukunft?

Die Kernfrage ist, wie wir unsere Informationen an die Leser bringen, und zwar ohne uns unter Wert zu verkaufen. Denn Journalismus ist ein Geschäftsmodell. Wir dürfen uns von unserem Weg nicht abbringen lassen. Wir müssen bei der seriösen Information bleiben und in alle Richtungen recherchieren. ■

VITA

Gudrun Bayer, 56, ist Chefredakteurin der Fränkischen Landeszeitung. Nachdem sich ihr Wunsch, Tiermedizin zu studieren, nicht erfüllte, entschied sie sich für Germanistik und Kommunikationswissenschaft. Ihr Schreibtalent half ihr in den Journalismus. Nach einem Volontariat bei der Nürnberger Zeitung arbeitete sie dort als Sportredakteurin. Sie wechselte zu den Nürnberger Nachrichten und war als Gerichtsreporterin und in der Online-Redaktion tätig. Ab 2015 war Bayer für das Ressort „Magazin am Wochenende“ verantwortlich. Seit März leitet sie als erste Frau die Fränkische Landeszeitung.

Live AN Tour.



Du willst wissen, wo Dein Bus gerade ist? Einfach den interaktiven Stadtplan in der AN-App nutzen und Bewegungen der Ansbacher Stadtbusse in Echtzeit verfolgen. www.stadtverkehr-ansbach.de

Wir sind AN.

A 
Bus

TEXT Anne Klopp
FOTO Caroline Potthoff, Klara Nerz,
Elisa Taupert
LAYOUT Stephanie Wickel

Krimiautorin Jacqueline Reese:

„Die Altstadt ist mein Lieblingsort in Ansbach“



Krimiautorin Jacqueline Reese schreibt eine Trilogie, die in Ansbach und am Altmühlsee spielt. Der erste Teil „Seenland“ ist im Frühjahr erschienen. Im Interview gibt sie Einblicke in die Recherche und erzählt, warum gerade Ansbach darin vorkommt

Sie leben in Dorsten in Nordrhein- Westfalen (NRW). Warum verlegen Sie die Handlung Ihrer Heimatkrimis nach Franken?

Meine Leidenschaft ist vor über 20 Jahren entstanden, als ich das erste Mal in Oberfranken, in der Nähe von Kulmbach, war. Dort habe ich auf einem Bauernhof Urlaub gemacht. Der Besitzer war der erste Hauptkommissar der Kulmbacher Polizeiwache. Seine Lebensgeschichte hat mich inspiriert.

Ansbach und das Umland sind Handlungsorte in Ihrem neuen Frankenkrimi. Warum?

Mein Sohn hat eine Leidenschaft für Landwirtschaft. Deshalb studiert er in Triesdorf Agrartechnik. Wir haben dort eine Zweitwohnung. Das gibt mir die Möglichkeit, dort zu schreiben.

Es kommen Ansbacher Gaststätten in Ihrem Krimi vor. Waren Sie für Ihre Recherche vor Ort?

Es ist mir sehr wichtig, die Gegebenheiten vor Ort anzuschauen. Als Außenstehende habe ich

manchmal einen anderen Blick auf die Landschaft, die Stadt, die Menschen und die Kultur. Vielleicht fallen mir Kleinigkeiten auf, die den Ansbachern nicht auffallen würden, da sie Teil ihres Alltages sind. Wenn ich in Gaststätten sitze, habe ich ein kleines Notizbuch dabei. Ich schreibe mir Anmerkungen auf, manchmal lausche ich auch den Gesprächen am Nachbartisch. Internetrecherche ist für mich nur ein Backup.

Wie lange haben Sie in Ansbach recherchiert?

Ich bin in NRW als Lehrerin berufstätig. Deshalb kann ich nur in den Ferien vor Ort recherchieren. Über zwei Jahre verteilt war ich in den Schulferien in Ansbach. Es ist wichtig, die verschiedenen Jahreszeiten an einem Ort zu erleben. Ansbach hat zur Weihnachtszeit eine ganz andere Stimmung als im Sommer.

Der erste Hauptkommissar Patrick Fuchs wohnt in der Uzstraße. Warum genau dort?

Die Straße hat Atmosphäre. Dort gibt es viele schöne, ältere Häuser. Sie ist mitten in der Stadt. Der Kontrast zwischen Stadt

und Land belebt die Handlung. Deshalb lebt eine Figur in Merkendorf und die andere in Ansbach.

In Ihrem Buch kommt ein Pressebericht der Polizei vor: Ansbach könne eine höchst zufriedenstellende geringe Quote von kriminellen Delikten vorweisen. Woher haben Sie diese Information?

Als ich das Buch geschrieben habe, war das eine aktuelle Polizeimeldung. Ich lasse mich von solchen Pressemitteilungen inspirieren. Ich lese regelmäßig die Berichtsseiten der Polizeipräsiden, wenn ich Krimis schreibe.

In „Seenland“ schreiben Sie stellenweise fränkisch: „Du hosd doch die besdn Kontakte noch Ansboch, zerm Amd.“ Kennen Sie sich als Nordrhein-Westfälin gut mit dem Dialekt aus?

Ein Freund, Michael Schmidt, ist nicht nur Kulmbacher, sondern auch einige Jahre in Ansbach am Theater gewesen. Ich habe die Stellen auf Hochdeutsch vorgeschrieben und er hat sie ins Fränkische übersetzt.



„... Ich habe gestern Abend die erste gescheite Kneipe hier entdeckt, Hard Rock Café auf Fränkisch ... war echt cool da ...“



„... Hier und da strömte ein guter Duft nach frischem Brot oder Semmeln in die Gassen, einige Marktverkäufer bauten bereits ihre Stände vor dem alten Rathaus auf ...“

Die Auflösung der Handlung ist ebenfalls auf fränkisch. Spricht das nicht gegen Ihren Wunsch, mehr Leute außerhalb Frankens zu erreichen?

Der Dialekt ist Teil meiner Krimis, er macht das Buch authentisch. Es heißt Frankenkrimi. Somit ist es passend, die Protagonisten fränkisch sprechen zu lassen. Die Sprache gehört für mich zu einem echten Heimatkrimi dazu.

Nach welchen Kriterien haben Sie die Orte in Ansbach ausgewählt?

Ich plane den Krimi nicht von Ort zu Ort. Ich arbeite den Handlungsstrang nach und nach ab. Am Anfang einer Geschichte weiß ich nie, wie sie endet. Ich weiß weder, wer der Mörder ist, noch welche Orte ich besuche. Wenn der Protagonist im Laufe der Geschichte in Ansbach in der Innenstadt ist, überlege ich, wo er sich dort aufhalten könnte. In diesem Fall ist es zum Beispiel der Markt.

Am Ende des Krimis rufen Sie die Leserschaft dazu auf, sich die Handlungsorte selbst anzuschauen. Was macht für Sie die Schönheit Ansbachs aus?

— ”
Am Anfang einer Geschichte weiß ich nie, wie sie endet

“ —

Sie ist Teil einer Region, die ich sehr wertschätze. Ich finde es spannend, wenn eine Stadt eine Geschichte hat. Außerdem ist sie landschaftlich gut eingebettet. Es ist eine junge Stadt – eine Studentenstadt. Man trifft auf dem Markt aber auch den alten Herren oder die alte Dame, die aus dem Umland gekommen sind. Es ist eine gute Mischung. Abends ist zwar nicht so viel los, aber die Stadt hat sehr viel Charme.

Welcher ist Ihr Lieblingsort in Ansbach?

Definitiv die Altstadt.

Warum?

Ich mag die kleinen Gässchen. Ich bin ein großer Fan von alten Sachen und gehe gerne in Antiquitätenläden. Eine Verkäuferin in einem Tee-Laden, der auch Schmuck verkauft, kennt meine Ringgröße auswendig. Da fühlt man sich gleich daheim.

„Seenland“ ist der erste Frankenkrimi einer geplanten Trilogie. Auf was kann sich die Leserschaft im nächsten Teil freuen? ▶



„... Seine Wohnung in der Uzstraße in der Altstadt von Ansbach hatte eine relativ ruhige Lage ...“



Die Hauptfiguren bleiben. Wahrscheinlich wird das Markgrafenmuseum eine Rolle spielen und der erste Mord in Ansbach passieren. Ich habe die Geschichte aber noch nicht fertig im Kopf.

Wie lange muss sich die Leserschaft noch gedulden?

Nach den Sommerferien werde ich die Arbeit am zweiten Buch beginnen. Um es fertigzustellen brauche ich meistens ein- bis eineinhalb Jahre. ■

Der Frankenkrimi „Seenland“ ist in allen Ansbacher Buchhandlungen oder online direkt beim Verlag erhältlich. Jacqueline Reese: Seenland, Pohlmann Verlag, 17,80 Euro



Über die Autorin



Jacqueline Reese lebt in Dorsten (NRW). Neben ihren Heimatkrimis schreibt die 59-Jährige Kurzgeschichten, Gedichte und Theaterstücke. Hauptberuflich ist sie Lehrerin an einer inklusiven Realschule.

ANZEIGE

STUDIEREN IST DOCH NICHT DAS RICHTIGE FÜR DICH? DU SUCHST EINE NEUE PERSPEKTIVE MIT ZUKUNFT?

JETZT IST BESTE ZEIT UM FAHRLEHRER/IN ZU WERDEN

AUSBILDUNGSDAUER 12 MONATE • BEGINN JEDERZEIT MÖGLICH

WIR BIETEN DIR - Ausbildung in unserer Fahrschule - 2 Ausbildungsfahrlehrer - Übernahme in ein unbefristetes Arbeitsverhältnis - überdurchschnittliches Gehalt ab dem 1. Tag - jährliche Gehaltserhöhung - relativ flexible Arbeitszeiten & freie Zeiteinteilung	VORAUSSETZUNGEN - abgeschlossene Ausbildung oder (Fach-)Abitur - mind. 21 Jahre alt - körperliche, geistige, fachliche & persönliche Eignung - mind. 3 Jahre im Besitz eines Führerscheins der Klasse B
---	--

EFF

FAHRSCHULE EFF
EYBER STR. 31, ANSBACH
TELEFON [0981] 7344
INFO@FAHRSCHULE-EFF.DE

NEUGIERIG GEWORDEN?
DANN ERGREIF JETZT DEINE CHANCE: RUF AN, KOMM VORBEI ODER SCHREIB UNS!

schüller®
küchen fürs leben

WIR SUCHEN ENGAGIERTE MITGESTALTER

Ob als Student, Berufseinsteiger oder mit Berufserfahrung – wir freuen uns auf Ihre Bewerbung!

(m/w/d)

Schüller ist einer der führenden Küchenhersteller Deutschlands und gleichzeitig einer der größten Arbeitgeber der Region. Ein zukunftssicherer Arbeitsplatz, fortschrittliche Innovationen und Leistungsfähigkeit sind Säulen unseres stetigen Wachstums. Werden auch Sie Teil unseres familiengeführten Unternehmens und arbeiten Sie in einem hochmodernen Arbeitsumfeld.

schueller.de/de/karriere

Schüller Möbelwerk KG | www.schueller.de | www.next125.com

GESTERN HELLO WORLD
HEUTE KI – UND MORGEN?

LEG LOS

Im agilen Vorgehen designen wir smarte Lösungen.

Beste Arbeitgeber Deutschland
Great Place To Work. 2020

karriere.msg.group

.denken .gestalten .wachsen

msg

Autorin Sophie Neukam
genießt den Blick über
leuchtend gelbe Rapsfelder

Zwischen Pilgerlust und Wanderfrust

Nach drei Semestern im Homeoffice hat unsere Autorin ihre sieben Sachen gepackt und ist den Jakobsweg von Ansbach nach Dinkelsbühl gelaufen. Eine Entschleunigungsreise durch die Heimat

TEXT	Sophie Neukam
FOTO	Caroline Potthoff
LAYOUT	Svenja Holy

Es ist ein bewölkter Freitagmittag, an dem ich mich auf den Weg mache. In der Ansbacher Innenstadt herrscht reges Treiben. Süßlicher Hefegeruch liegt in der Luft. Eine Handvoll Menschen sitzen im Café auf dem Martin-Luther-Platz und trinken Weizen. Der Rucksack ist gepackt, die Wetteraussichten sind gut, ich bin halbwegs motiviert. Das ist für mich schon viel, denn Wandern war nie meine Leidenschaft. Doch Corona hat mich überzeugt, diese Einstellung zu überdenken. Seit 15 Monaten sitze ich täglich allein vor dem Bildschirm. Blicke auf schwarze Kacheln, auf denen in weißer Schrift die Namen meiner Kommilitoninnen leuchten. Ich schreibe Mails, führe Videoanrufe, schicke Sprachnachrichten in Whatsapp-Gruppen. Immer ist ein Bildschirm zwischen mir und der Außenwelt. Weil Joggen absolut nicht mein Sport ist, habe ich beschlossen, während des Lockdowns ganz auf körperliche Betätigung zu verzichten. Mangels Alternativen endete mein Abend in der Regel vor dem Fernseher. Eines Lockdownabends schlägt mir Netflix „Ich bin dann mal weg“, die Verfilmung von Hape Kerkelings gleichnamigen Bestseller vor. Super, denke ich, raus hier.

So stehe ich hier, in meiner improvisierten Wanderkleidung und blicke auf Sankt Gumbertus, den Startpunkt. Für die nächsten drei Tage will ich auf dem Jakobsweg bis nach Dinkelsbühl laufen. Ganz coronakonform möchte ich die Heimat und das Pilgerleben erkunden - und auf keinen Monitor starren. Für die kommenden Tage habe ich beschlossen, ohne technische Hilfsmittel auszukommen. Der Pilgerführer ist für mich als „digital native“ gewöhnungsbedürftig. Bereits nach wenigen Metern tauchen erste Orientierungsschwierigkeiten auf. In Ansbach ist es gar nicht leicht, die gelbe Jakobsmuschel auf blauem Grund zu entdecken, die mir den Weg weisen soll. Google Maps

ist normalerweise fester Bestandteil meines Alltages. Die App gibt genaue Meteranweisungen und sagt Bescheid, wenn ich falsch gehe. Der gedruckte Pilgerführer dagegen schweigt. Ich kann die wegweisende Muschel nicht finden, biege falsch ab und laufe einen Umweg, bis ich es endlich auf den Bocksberg schaffe. Hier oben ist es ungewöhnlich still für eine Wohnsiedlung. Die Wege sind von den weißen Blüten der Brautspiere gesäumt, der intensive Duft erfüllt die ganze Straße. Bald erreiche ich einen Waldpfad. Er ist drei Kilometer lang und gerade wie mit dem Lineal gezogen. Ich gehe wie auf einem Laufband. Zum ersten Mal beginne ich zu verstehen, was Konfuzius mit dem Zitat „der Weg ist das Ziel“ gemeint haben könnte. Am Ende des Waldpfades weht eine leichte Sommerbrise durch die Luft. Wie eine sanfte Umarmung. Schon von Weitem ragt ein knorriger Baum in die Landschaft, die 800-jährige „Kreuzleiche“. Kurz gerastet geht es hinab in eine Senke, die vom Waldrand umsäumt wird. Grillen zirpen um die Wette. Ich bin geschmeichelt, an diesem Konzert teilhaben zu dürfen, auch ohne ein paarungswilliges Grillenweibchen zu sein. Nach einem steilen Anstieg wartet oben der Gumbertusbrunnen. „Trinke von dieser Quelle und danke Gott für diese Gabe“, steht auf einer Inschrift an der Wand. Als Städterin scheint es mir



Ein Blick auf die Karte, bringt neue Motivation für den Endspurt

abwegig, aus einer Wasserstelle zu trinken, die nur durch eine alte Malerei als trinkbar deklariert ist. Dennoch schöpfe ich mit der flachen Hand das kühle Nass. Ich weiß nicht, ob ich jemals etwas so Erfrischendes getrunken habe. Nach gut vier Stunden erreiche ich die ersten Häuser von Leutershausen. Die letzten Meter ziehen sich zäh wie Kaugummi hin zur Stadtmitte. Eine gefühlte Ewigkeit später sitze ich frisch geduscht und eingekleidet im Brauerei-Gasthof vor meinem ersten Radler. Der süffige Malzgeschmack gepaart mit der erfrischenden Limonade ist das, was ich nach diesem Tag brauche. Ich bestelle noch eins, verspeise die Brotzeitplatte, die locker für zwei gereicht hätte. Dann falle ich erschöpft ins Bett. Ich schaffe es noch, ein Kapitel in Hape Kerkelings „Ich bin dann mal weg“ zu lesen. Es tut gut zu wissen, dass für ihn die erste Etappe noch schwieriger war und er trotzdem weiterlief. Immerhin hat sich mir gegenüber das Wetter als gnädig erwiesen. Das Frühstück am nächsten Morgen ist so üppig, dass ich davon ein Lunchpaket mitnehmen kann.

Der Reiseführer warnt: Unterwegs gibt es keine Einkehrmöglichkeit. Bereits wenige Kilometer nachdem ich Leutershausen verlassen habe, biegt der Weg zum Waldrand hin ab. Hohe Gräser pieksen in meine nackten Waden. Der Boden ist matschig und nass. Großartig, eine Stunde unterwegs und schon nasse Füße! Doch die Landschaft entschädigt: blühende Obstbaumwiesen, leuchtend gelbe Rapsfelder, grüne Ähren, die sich im Wind wiegen. Ich raste in einem Haltestellenhäuschen, das schon länger kein Bus mehr gesehen hat. Zwei Stunden und zwei Wurstsemmeln

später ruft Fotografin Caro, die zwischenzeitlich an meiner Seite ist, überrascht aus: „Oha, da sind Menschen!“ Bis auf einige Trecker in der Ferne hatten wir bisher kaum jemanden gesehen. Wenig später kommt uns das Pfarrdorf Weinberg wie eine Metropole vor. Etwas unterhalb vom Metzger ist den Weinbergern ein wahres Opus gelungen: ein Kneippbecken. Gott sei Dank! Schnell sind Schuhe und Strümpfe ausgezogen, um die geschwollenen Füße im kühlen Nass zu erfrischen. Nach mehr als sechs Stunden erreichen wir erschöpft die Ausläufer von Feuchtwangen. Ein Lerneffekt ist nicht eingetreten: Schon wieder zu früh gefreut! Quälend langsam erklimmen wir die letzten Meter bis zum Gasthaus, dem Quartier für die Nacht. Zum Trost begrüßt uns ein kleiner Posaunenchor, der vom Turm der Stiftskirche spielt. Was für ein Empfang. Während ich mich über zwei Kugeln Eis hermache, kommt Caro mit ihrem nicht weit. Treffsicher setzt ein

„ Treffsicher setzt ein Geschöpf der Lüfte einen dicken weißen Fleck auf ihre Kamera “



Eine Stunde unterwegs und schon nasse Füße

Geschöpf der Lüfte einen dicken weißen Fleck auf ihre Kamera. Zur Beruhigung der aufgebracht Gemüter trinken wir erst mal ein Radler auf dem Marktplatz. Caro verabschiedet sich, um Kamera und Hose zu reinigen. Ein Biergartenwechsel und zwei Hopfenkaltgetränke später sitze ich vor fränkischem Karpfen. Andere Gäste begutachten mich neugierig: eine junge Frau allein im Restaurant. Doch ich genieße das Alleinsein. Kein Pling, das auf eine neue Nachricht hinweist, kein monotones Rattern der Computertastatur, kein schmerzender Nacken, der auf meine schlechte Haltung am Schreibtisch reagiert. Ich hieve mich mühsam die Treppe hoch zu dem Zimmer im zweiten Stock. Erschöpft falle ich ins Bett, das nach frischer Wäsche duftet. Bevor mir die Augen zufallen, lese ich, dass Hape Kerkeling nach Tag zwei nicht mal mehr einen Bordstein hoch kam. Schlimmer geht es also immer. Nach dem Frühstück breche ich frisch gestärkt zur letzten ►

Tipps zum Rasten

Jochsberg/Leutershausen:

Reindler Bräu
Traditioneller Brauerei-Gasthof mit leckeren Brotzeitplatten.
Übernachten in familiärer Atmosphäre mit reichhaltigem Frühstück.
Einzelzimmer: 40 Euro
Doppelzimmer: 60 Euro
Tipp: Wurstsalat
09823 / 203
Brauhausweg 5
91578 Leutershausen

Feuchtwangen:

Gasthaus Sindel-Buckel
Lauschiger Biergarten mit sehr gutem Essen. Gemütliche Zimmer inklusive Frühstücksbuffet im Wintergarten.
Einzelzimmer ab 61 Euro
Doppelzimmer ab 84 Euro
Tipp: Karpfen auch in Monaten ohne „R“
09852 / 2594
Spitalstraße 28
91555 Feuchtwangen





Die gelbe Jakobsmuschel auf blauem Grund weist Pilgern auch in Mittelfranken den Weg

Etappe auf. Ich habe Feuchtwangen noch nicht verlassen, als es erneut zu Orientierungsproblemen kommt. Ich rotiere wie eine verlorene Roulettekugel durch einen Kreisverkehr. In einem nebenliegenden Tümpel quaken Frösche, als würden sie mich höhnisch auslachen. Nachdem ich in jede Richtung des Kreisels einmal gelaufen bin, finde ich den richtigen Weg.

Dank Google Maps. Nach gut zwölf Wanderstunden treffe ich auf die ersten Pilger. Das Paar ist unterwegs nach Ulm. Die Beiden erzählen von ihrer „Herantastungsstrategie“ an den Weg nach Santiago de Compostela. Nachdem sie bereits Ein- und Dreitagesetappen gelaufen sind, liegen jetzt sechs Tage vor ihnen. So wagen sie sich langsam an das Großprojekt Spanien heran. Für mich unvorstellbar. Mit vom Rucksack schmerzenden Schultern und einem halben Dutzend stechenden Blasen an den Füßen stehe ich in einem kleinen mittelfränkischen Ort namens Zehdorf. Doch das kommende Waldstück zeigt, wie entschleunigend so eine Pilgerreise sein kann. Das meditative Geräusch der eigenen Schritte auf feuchtem Wald-

50 Kilometer und zwei Packungen Blasenpflaster später, bin ich um viele Erfahrungen reicher

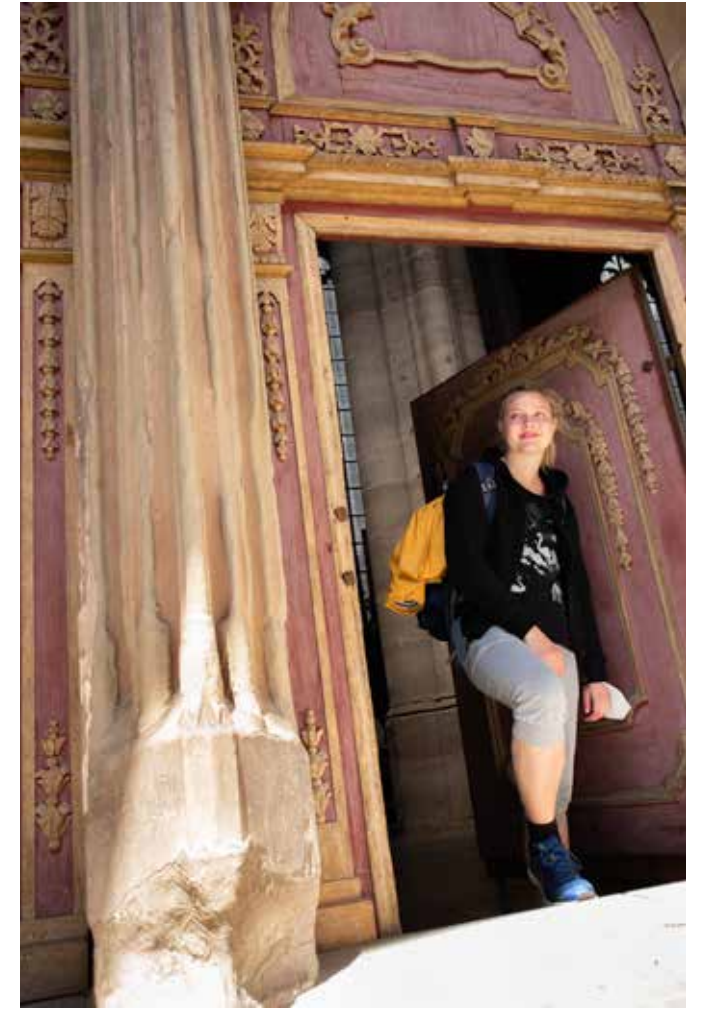
boden bringt mich weit weg vom Alltag. Es hat etwas von digitalem Entgiften. Seit sich mein Arbeitstag zu 90 Prozent in der virtuellen Welt abspielt, muss alles immer schneller gehen. In Onlinevorlesungen parallel E-Mails beantworten? Kein Problem, merkt ja keiner. Es spart zwar Zeit, doch dafür geht etwas verloren: Das Gefühl, fertig zu sein. Online fühle ich mich oft wie in einem Hamsterrad. Ist das eine erledigt, ist die nächste Aufgabe schon da. Hier, auf dem Jakobsweg besteht der einzige Auftrag darin, einen Fuß vor den anderen zu setzten.

Für die letzte Rast breite ich meine gelbe Regenjacke in das hohe Gras am Wegrand aus. In der Ferne sind bereits die Türme von Dinkelsbühl zu sehen.

Ich frage Caro, die mich auch am dritten Tag begleitet, was sie von dieser Reise mitgenommen hat. Neben einer „Zehrerweiterung“, wie sie ihre Blase liebevoll nennt, hat sie „den Kopf frei bekommen.“ Wobei ihr gerade die Tatsache geholfen habe, dass die Landschaft eher monoton ist und keine Ablenkung droht. Die letzten Meter nach Dinkelsbühl ge-



Die Johanniskirche in Feuchtwangen



Geschafft: Der Endpunkt am Münster St. Georg in Dinkelsbühl

hen erstaunlich leicht, beflügelt vom Gefühl, es geschafft zu haben. Selbstbewusst marschieren wir durch das Rothenburger Tor. Über 50 Kilometer und zwei Packungen Blasenpflaster später, bin ich um viele Erfahrungen reicher. Ich habe gelernt, dass es doch noch weitergeht, auch wenn jede Faser deines Körpers „aufhören!“ schreit. Sonst klappe ich dann einfach den Laptop zu und rolle mich aufs Sofa. Nur geht das nicht, wenn

man mitten in der Pampa kilometerweit entfernt von der Zivilbevölkerung steht. „Weiter, immer weiter“, wies bereits Olli Kahn den Ausweg. Und es geht. Man wächst über sich hinaus. Ich, eine Studentin, deren Laufpensum in Coronazeiten aus 23 Schritten zur Toilette und 13 Schritten in die Küche bestand, bin von Ansbach nach Dinkelsbühl gelaufen. In drei Tagen. Auf dem Jakobsweg. ■



Das Kneippbecken in Weinberg kühlt die müden Füße

Tipps zum Mitnehmen

Blasenpflaster, sonst:
Stadtapotheke Leutershausen
09823 / 92 0 70
Am Markt 27
91578 Leutershausen

Pilgerführer:
„Zwischen Städten und Klöstern“ von Martin Kreder und Micheal Dillmann, erhältlich bei der Schwäbischen Jakobusgesellschaft Oberdisingen
info@haus-st-jakobus.de, 6,80 Euro

Hape Kerkelings
„Ich bin dann mal weg: Meine Reise auf dem Jakobsweg“, Piper Verlag, 11,00 Euro



Was macht eigentlich...

Triathlet Sebastian Kienle?

Der ehemalige Ansbacher Student gewann 2014 den IRONMAN auf Hawaii, ist Welt- und Europameister. Aktuell trainiert der Extremsportler für den Saisonhöhepunkt in Kona im Oktober

Gern hätte ich Triathlet Sebastian Kienle in den eigenen vier Wänden in Mühlacker in Baden-Württemberg besucht. Dort lebt er mit seiner Frau, der Läuferin Christine Schleifer. Eine Runde Laufen gehen mit dem mehrmaligen IRONMAN-Welt- und Europameister. Das war der Plan. Kienle bereitet sich jedoch in diesen Monaten unter Hochdruck auf die Triathlon-Weltmeisterschaft in Kona, Hawaii im Oktober vor. Es soll sein großes Comeback-Rennen werden, nachdem er monatelang kürzer treten musste aufgrund einer Verletzung an der linken Achillessehne. Der Extremsportler will zu Hause im neu eingerichteten Fitnessraum mit Laufband, Ergometer und Geräten fürs Krafttraining nicht gestört werden. Seine Trainingswoche: 60 Kilometer Laufen, 15 Stunden Radfahren, knapp acht Stunden Schwimmen. Weil Schwimmen seine schlechteste Disziplin ist, hat er sich sogar einen Bettbezug im Design eines 25-Meter-Beckens entwerfen lassen. „Ich bin in dieser Disziplin am wenigsten talentiert. Es ist aber auch so, dass mich dort Verbesserungen am meisten befriedigen.“ Mit der Bettwäsche erinnert er sich jeden Abend daran. Seinen Trainingsplan ergänzen etliche Krafteinheiten und wöchentliche Physiotherapie. Die Abwechslung, mal mit jemandem zu sprechen, wenn auch nur über den Bildschirm, genießt Kienle deshalb umso

mehr. Wir facetimen. Er bietet das Du an. „Wir sind ja quasi Kommilitonen“, sagt er. Neben der Triathlon-Karriere studierte er bis 2019 an der Hochschule Ansbach Internationales Management für Spitzensportler. Seitdem hat er zwei Unternehmen in der Sportbranche mitgegründet. „Ich bin auch in allen geschäftlichen Sachen sehr motiviert. Die Basics aus meinem Studium helfen mir extrem“, betont er. „Ich bin froh, damals in Ansbach gelandet zu sein. Der Sport kann schnell zu einer 24-Stunden-Aufgabe werden.“ Momentan kann er sich allerdings nichts schöneres vorstellen. Auf die Frage, wie es ihm gehe, antwortet er: „Mein Wohlbefinden ist stark an die aktuelle Inzidenz gekoppelt, weil die darüber entscheidet, ob wir zu Wettkämpfen reisen können oder nicht.“ Kienle hat alles gewonnen, was man als Triathlet gewinnen kann. Dreimal wurde er Europameister, zweimal holte er den Weltmeistertitel über die IRONMAN 70.3-Distanz. Mit dem Sieg bei der IRONMAN-Weltmeisterschaft auf Hawaii im Jahr 2014 ließ sich der Baden-Württemberger als König von Kona die grüne Blätterkrone aufsetzen. Kienle hat während des Gesprächs ein knallrotes Buch ne-



ben seinen Laptop gelegt, das er nun in die Kamera hält. „Willst du wissen, seit wann ich Triathlet werden will?“, fragt er. In schwarzen Buchstaben steht auf dem Einband des Buches die Aufschrift „Die Klasse von 1991 bis 1995“. „Das ist meine Schülerzeitung aus der Grundschulzeit“, erklärt er und schlägt das Buch mittig auf. Der Sportler zeigt die Rubrik, in der die ganze Klasse ihre Berufswünsche eingetragen hat. Bei Kienle steht, mit noch unsicherer Handschrift geschrieben, der Wunsch Profitriathlet. „Das ist nun 25 Jahre her. Meine Lehrerin hat mich damals ermahnt, dass es ein Beruf sein muss, mit dem man Geld verdienen kann“, sagt er. „Ich glaube, ich war der einzige, der seinen Wunsch letztendlich verwirklicht hat.“ Mit zwölf Jahren startete Kienle seine Triathlon-Karriere. Der Sport hat ihn gefunden. „Ich hatte in der Jugend Fußball gespielt. Allerdings war ich kein Mannschaftsspieler. Mich hat es geärgert, wenn sich die anderen nicht so anstrengen wollten wie ich“, betont er. So ist das mit Kienle und dessen unnachgiebiger Motivation für Dinge, die ihn begeistern. „Es gibt dort

kein Limit, was das Training angeht. Niemand konnte mich bremsen. Angefangen habe ich den Sport, weil er ziemlich egozentrisch, aber auch sehr vielseitig ist.“

— — — — —
„Du musst mit deinem Körper arbeiten, nicht gegen ihn“
 — — — — —

Seinen Sohn, verrät der werdende Vater, würde er allerdings doch eher im Fußballverein anmelden. „Dort kann man soziale Kompetenzen und die richtige Interaktion mit Mitspielern viel besser lernen als in meinem Sport.“ Mittlerweile konzentriert sich Kienle, wie in den Jahren zuvor, wieder auf die großen Wettkämpfe. Dazu zählt freilich der IRONMAN auf Hawaii. Sieben Jah-

re später möchte der Sportler den Titel noch einmal gewinnen. „Ich habe bereits meine Qualifikation in der Tasche und arbeite darauf hin, dort wieder zu gewinnen. Es wird aber verdammt schwer.“ Für Kienle ist der Triathlon auf Hawaii über die Langdistanz von 226,3 Kilometern eine Mischung aus Abenteuer und Kampf mit den inneren Dämonen. „Man sieht Profis, die über die letzten 30 Kilometer nur noch in der prallen Sonne durch die Lavawüste gehen, um ins Ziel zu kommen. Das ist der wahre Walk-of-Shame. Da kannst du tief in deine Seele schauen“, sagt er und fügt an: „Andererseits kann die Insel besonders wegen der Natur auch der schönste Fleck auf Erden sein.“ Im Profi-Triathlon gehört der 36-Jährige zum alten Eisen. Das sieht er anders: „Du musst mit deinem Körper arbeiten, nicht gegen ihn. Auch wenn er mir in jedem Rennen sagt: Reicht jetzt, leg dich ins Hotelzimmer und bestelle dir eine Portion Eiscreme, musst du ihn überzeugen weiterzumachen.“ Wie seine Zukunft aussieht? „Ich werde als Jugendtrainer dem Sport treu bleiben. Da kann ich etwas zurückgeben.“ ■

Kienles Erfolge

IRONMAN Weltmeister

Kona, Hawaii, 2014

IRONMAN 70.3 Weltmeister

Las Vegas, 2012 und 2013

IRONMAN Europameister

Frankfurt, 2014, 2016 und 2017

2. Platz IRONMAN Weltmeisterschaft

Kona, Hawaii, 2016

2. Platz IRONMAN 70.3 Weltmeisterschaft

Zell am See, 2015 und Mooloolaba, 2016

3. Platz IRONMAN Weltmeisterschaft

Kona, Hawaii 2013 und 2019

TEXT Niklas Korzendorfer
 FOTO Privat
 LAYOUT Vitus Razen

ANZEIGE

Für jeden
das Beste!

Oppel

SEIT 1928

Ansbach, Liebigstraße 1
 Aue, Damaschkestraße 30
 Ellefeld, Weißmühlenweg 2
 Feuchtwangen, Rothenburger Straße 47
 Heilsbronn, Bauhofstraße 16
 Plauen, Dresdener Straße 14

www.oppel-automobile.de



Impressum

Wir und worauf wir im Sommer nicht verzichten können...



Niklas Korzendorfer
Chefredaktion



Sophie Neukam
Chefredaktion



Alessa Seuwen
Artdirektion



Caroline Potthoff
Bildredaktion



Vanessa Rentz
Bildredaktion



Lennart Bonk
Text/Faktencheck



Lena Krey
Text



Antonia Müller
Text



Marc Tawadrous
Text



Kristin Haager
Text



Sophia Schmoldt
Text



Pauline Held
Text



Anne Klopp
Text



Vitus Razen
Layout



Michael Hahn
Layout



Kristina Wind
Layout



Eliah Bernick
Layout



Svenja Holy
Layout



René Hirschmann
Layout



Stephanie Wickel
Layout + Foto



Jana Bresch
Foto



Annemarie Furchert
Foto



Julia Hecht
Foto



Richard Herder
Foto



Luna Kaisermayr
Foto



Felicitas Klier
Foto



Klara Nerz
Foto



Klara Popp
Foto



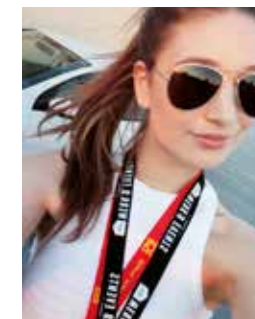
Luisa Schumm
Foto



Elisa Taupert
Foto



Sophia Weigand
Foto



Lisa Birkmann
Foto



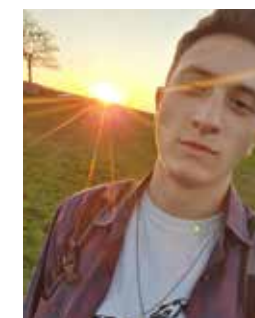
Nina Böckler
Foto



Celina Dietl
Foto + Online-Redaktion



Daniela Bertuzzi
Foto + Online-Redaktion



Robin Zeisel
Anzeigen

Redaktionelle Leitung und Verantwortung

Prof. Sabine Böhne-Di Leo

Betreuung Foto

Berthold Steinhilber

Betreuung Grafik

Beate Zollbrecht

Herausgeber

Fakultät Medien
Hochschule Ansbach
Residenzstraße 8,
91522 Ansbach
Tel.: (0981) 4877-0
Fax: (0981) 4877-88
www.hs-ansbach.de

Druck

SOMMER Media
GmbH & Co. KG
Dieselstraße 4
91555 Feuchtwangen
Tel.: (09852) 670913
kontakt@sommermediakg.de

Auflage

6.000 Stück
In Vertriebskooperation mit der
Fränkischen Landeszeitung

Diana Meier
Anzeigen

Samira Sommer
Layout

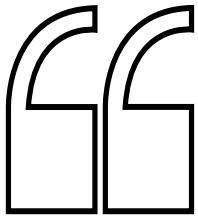
Louisa Bayer
Foto

Alexander Bernhardt
Schlussredaktion

Gendermuffel

TEXT
LAYOUT

Sophie Neukam
René Hirschmann



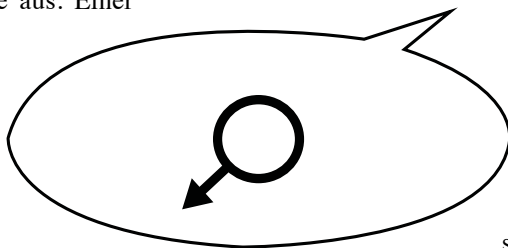
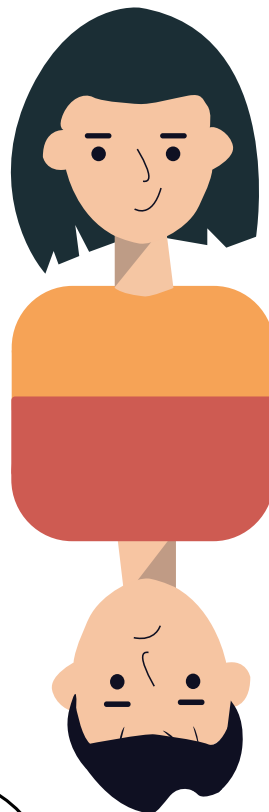
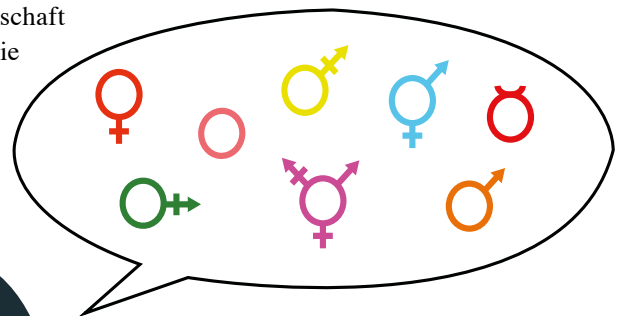
Nun sag, wie hast du's mit dem Gendern?" lautet die Gretchenfrage unserer Zeit. Sie ist

zwar vermutlich in den meisten Haushalten angekommen, klare Antworten sind jedoch nicht in Sicht. Darüber hinaus passiert in diesem Land wenig. Ein erheblicher Teil der Bevölkerung scheint sich auch nicht groß daran zu stören. Doch das ist fatal. Denn niemand, der sich zugleich offen gegen Diskriminierung ausspricht, sollte Gendern als unnötig oder gar unschön abtun. Gerade jetzt, in einer Zeit, in der unsere Sprache zunehmend rauer wird, muss sich in der Gesellschaft eine einheitliche diskriminierungsfreie Sprache etablieren.

Die Politik versagt in diesem Punkt. Ganz an vorderster Front der Gender-Gegner: privilegierte weiße Männer wie Friedrich Merz. Auf Twitter verspottete er mit Beispielen wie „Hähnch*Innen-Filet“ eine gendergerechte Sprache und fragte: „Wer gibt diesen Gender-Leuten eigentlich das Recht, einseitig unsere Sprache zu verändern?“ Es ist immer leicht dagegen zu sein, wenn man nicht betroffen ist. Als maßgebende Instanz spricht sich der Rat für deutsche Rechtschreibung gegen eine gendergerechte Sprache aus. Einer

te politisch gewollt sein und gefördert werden. Stattdessen werden alle Genderfreudigen in einem wilden Dschungel aus lieblosen Unterstrichen, vereinzelten Doppelpunkten und Asterisken ausgesetzt. Die Gesellschaft für deutsche Sprache, die auch den Bundestag berät, beurteilt eine Vielzahl der Gender-Möglichkeiten mit einem

weil sich die Politik dieser Herausforderung nicht annehmen möchte. Es wäre an ihr, gezielt die Entwicklung einer gendergerechten Sprache zu fördern, die



der Gründe: Es sei eine „gesellschaftliche und gesellschaftspolitische Aufgabe.“ Ja, die ist es gewiss, aber woran soll sich die Gesellschaft orientieren, wenn sie keine einheitliche Empfehlung als Richtschnur bekommt? Die müss-

grimmigen roten Smiley. Sie empfiehlt lediglich Lösungen wie die Doppelnennung, die nur das männliche und weibliche Geschlecht inkludiert. Alle, die sich keinem Geschlecht zuordnen können, werden ausgeschlossen, da sie „grammatikalisch und orthografisch nicht vertretbar“ sind. Ja, aktuell gibt es noch keine ideale Lösung. Vor allem,

allen Kriterien der Rechtschreibung und der Aussprache standhält. Natürlich müsste die deutsche Sprache dann ans Gendern angepasst werden. Das ist leichter geschrieben als getan. Doch bereits der griechische Philosoph Heraklit von Ephesus hat erkannt: „Nichts ist so beständig wie der Wandel.“ Unsere Sprache verändert sich täglich. Allein während der Corona-Krise dokumentierte das Leibniz Institut für Deutsche Sprache mehr als 1.400 Wörter, die während der Pandemie neu entstanden oder eine neue Bedeutung erhalten haben. Natürlich werden nicht alle dieser Ausdrücke von Dauer sein. Aber die Schöpfungsfreude zeigt, wie schnell wir neue Wörter sowie deren Grammatik in unseren Wortschatz aufnehmen können, wenn wir das wollen. Genau darin liegt des Pudels Kern: Gendern ist Gewöhnungssache. Jeder wird es anfangs vergessen, Fehler in der Grammatik und Aussprache machen, aber irgendwann werden wir uns einfach darauf eingestellt haben. Dafür braucht es jedoch von politischer Seite klare Richtlinien. Alle müssen die Möglichkeit bekommen, einen Schritt in Richtung einer diskriminierungsfreien Sprache zu gehen. Oder um es mit faustischen Worten zu sagen: „Du kannst! So wolle nur!“

DIE WELT ENTDECKEN.



Ob Weltbummler, Freiheitsliebender oder Großstadt-Mensch: Wer eigene Wege geht, braucht einen Partner an der Seite, der im Notfall weiterhilft. Als innovativer Automobilclub sind wir die Nummer eins bei Pannenhilfe, Urlaubsbuchung, Reise-Beratung, Krankenrücktransport und vielem mehr. **Wir sind da, wo Sie sind.**

Für junge Leute* zum Vorteilspreis bei vollem Leistungsumfang:

30,90 Euro im Jahr

* Schüler, Studenten, Auszubildende und Bundesfreiwilligendienst-Leistende bis max. 27 Jahre



FREIHEIT GENIEßEN.



AOK-Studierendenservice

Zu Hause und unterwegs – immer erreichbar

Erlangen: 09131 82615-0 oder erlangen.studenten@service.by.aok.de
Nürnberg: 0911 218-7555 oder nuernberg.studenten@service.by.aok.de

Online unter bayern.meine.aok.de

Gesundheit nehmen wir persönlich.